Illustrirte Zeitung

Vernichtung eines engl. Beobachtungspostens
durch deutsche Artillerie



Verlag von J. J. Weber, Leipzig

Nr. 3851. Kriegsnummer 142. Preis 1 Mark.

Bücherschau.

Literarischer Expressionismus. Wenn neue und umwälzende Bewegungen im Kulturleben erschienen und weitere Kreise zogen, so bildeten sich zu allen Zeiten Schlagwörter, von dem einen geprägt, von anderen zur Geltung erhoben und von vielen als bare Münze in Umlauf gesetzt. Schlagwörter sind unvermeidlich, weil die Vielfältigkeit neuartiger Lebenssymptome nicht anders vermittelt werden kann. Sie wird in Begriffen gebändigt, aber auch eingeschnürt. Und Mißverständnisse drohen, weil eben solche Erstarrung mannigfacher flüssiger Erscheinungen im Wort immer ein Behelf bleibt. Weil aber der Gedanke sich des Wortes bedient, so können auch alle geistigen Erörterungen über solche Phänome der Kunst nichts als Versuche sein, der seelischen Überwältigung durch die andrängende Fülle des Neuen die Rechenschaft des Bewußtseins zu gesellen. Auch Expressionismus, vielen heute bereits ein Bekenntnis, vielen ein Gegenstand der Absage oder wohlfeilen Spottes, wird kaum eindeutig gebraucht. Manchen schwebt sofort das Angstgespenst scheinbar wirrer Farben- und Gestaltenkompositionen vor, mit denen sie keine konkrete Vorstellung verbinden können. Aber Futurismus und Kubismus sind nicht dasselbe wie Expressionismus, sondern Spezialisierungen, gleichsam seine Grenzfälle. Seine Antithese der Impressionismus, als dessen mächtige Gegenwirkung er erstand und erstehen mußte. Der prinzipielle Unterschied zwischen Expressionismus und Impressionismus geht weder eigentlich aus ihren Inhalten noch selbst ihren Formen hervor, sondern ist wesentlich die entgegengesetzte Stellung des schöpferischen Ichs zum Stoffe der Natur. Im Impressionismus hat das Objekt Gewalt über den Künstler; seine Seele kommt gleich den Qualitäten der Eindrücke, sie ist nichts außer ihnen, und sein Werk verhält sich zu ihr wiederum wie das photographische Positiv zum Negativ. Im Expressionismus aber empörte sich die vergewaltigte Aktivkraft der Seele gegen den Zwang der Sinne; ungestüm forderte sie ihr Recht. Denn eine Kunst, die lediglich den Impressionen nachging, verlor ihren ethisch begründeten Eigenzweck. Bis zur Konsequenz durchgeführt, mußte sie zu einem bloßen Spiegel des Wirklichen, zu einer einfachen Nochmaligkeit des Lebens werden. Im Klassizismus hatten Naturstoff und Ich sich im Gleichgewicht gehalten. Die Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts mit ihren immer unheilvoller sich ausbreitenden materialistischen Tendenzen bedingte dann notwendig einen vorübergehenden Sieg des Stofflichen gegen den schließlich die unverwüstliche vitale Energie des seelisch-geistigen Ichs mit einer entsprechend heftigen Gewalt reagieren mußte: eben im Expressionismus. Er ist nicht so neu, wie man glauben möchte; er scheint es nur in der unerhörten Sprengkraft, mit der er dem Impressionismus als lange unterdrücktes Widerspiel sich entgegensetzt. Seinem Ursprung nach ist er so alt wie die Geschichte der Kunst. Und in Ansätzen, ja in wesentlichen Elementen enthält ihn jede mit hochgespannter Intensität gesättigte Welle ihrer Entwicklung. Denn Kunst ist Quintessenz des Lebens, Höchststeigerung seiner Funktionen und Verhältnisse. Das kann sie aber nur werden durch die Beseelung, die Vergeistigung, die Durchströmung, die dem Stoffe der schöpferische Mensch gibt. Gedenke man in der bildenden Kunst eines Meisters wie Grünewald; man beachte die Erscheinungen der Gotik. Oder literarisch: in Goethe wird man ein beträchtlich Stück expressionistischer Formung entdecken; ferner die Glut der Sturm- und Drangepoche; der junge Schiller; Ahnungen nicht zuletzt auch bei den Romantikern! Das Phänomen Georg Büchner wirft weiterhin überraschendes Licht in eine ziemlich lichtlose Zeit. Neu an der jungen Bewegung und zukunftsvoll bleibt die strenge und zielgewisse Folgerichtigkeit, mit der jene Strebungen ergriffen und bis zu ihrer Potenzierung, ja bis an die Grenze des Denkbaren furchtlos getragen werden. Der Impressionismus war letzten Endes eine Täuschung; denn seine Konsequenz, der radikale Verzicht auf Spontanität des Künstlers und die restlose Hingabe an die Eindrücke der Mitwelt, konnte, abgesehen davon, daß sie eine Auflösung der Kunst bedeutet hätte, überhaupt nicht erfüllt werden. Jeder Eindruck mußte durch das Medium des Schaffenden hindurchgehen, und, ob dieser wollte oder nicht, er wurde – in gewissem Sinne: expressionistisch – abgewandelt, vom Gesichtspunkte des radikalen Impressionisten gesprochen, gefälscht. Ebenso wäre es unsinnig, dem Expressionismus überhaupt die Bedeutung von Impressionen abzuleugnen. Kein Sein ist ohne Dasein möglich, und Dasein heißt Erleben. Aber das ist das Prinzipielle, daß solches Erleben hier keine Gewalt über die schöpferische Freiheit des Künstlers ausübt, daß er souverän mit dem bildsamen Stoffe schalten darf, im Dienste der Idee. Es ist ein sieghafter Glaube an das Geistige, das Innerliche, das Gottgeborene im Menschen. Der Expressionismus aber mag sich nicht mit den Konturen, den bloßen Erscheinungen der Dinge begnügen, er will ihr Wesen, ihren Kern und letzten Gehalt, philosophisch gesprochen, ihr An sich. Dieses aber erreicht er nur, indem er sein eigenes Ich in die Dinge scheinen läßt und sie aus sich durchleuchtet. So empfangen die wirklichen Dinge erst durch ihre Beziehung auf die Idee oder den seelischen Inhalt ihre Geltung im Kunstwerk, und dieses wird zu einem System schöpferischer Notwendigkeit. Wenn aber die Dinge in ihrem Sein, wenn sie in ihrer Ganzheit gefaßt werden sollen, so dürfen sie nicht nur einflächig, nicht nur von einem Augenpunkt gesehen werden. Es versteht sich von selbst, daß möglichst der ganze Reichtum ihrer Gesichte im Werk erfüllt werden soll. Das Ich, dem ein solcher Gestaltungswille eingeräumt ist, kann nun in vielfältigen individuellen Stufungen wirksam sein, betont als Geist oder als Seele. Es ist verneinender oder spielender Intellekt bei Karl Sternheim, empfindende Geistigkeit in René Schickele, Max Brod oder Annette Kolb, Erkenntnis und kosmische Einfühlung zugleich in Franz Werfel, Gefühlssubjektivität als Leidenschaft bei Walther Hasenclever und Paul Kornfeld, als strömende Inbrunst bei Hanns Johst, intellektuell-ironisch akzentuiert bei Albert Ehrenstein. In Theodor Däubler aber wird die Dichtung zur Form erstarrtes Chaos, elementar und dennoch in der Bildung zur Gestalt geistig gebändigt. Die Inhalte der expressionistischen Dichtung sind so mannigfach wie die Möglichkeiten, die eine solche Befreiung und Entfesselung aller seelischen Potenzen in sich bedingt. Der allen gemeinsame Grundzug aber mußte notwendig eine glühende antimaterialistische Stimmung werden. Den Stoffen sind keine Schranken gesetzt; alle Zeiten, Zeitlosigkeit und Ewigkeit sind möglich. Der Stoff selbst erscheint belanglos gegenüber dem Formwillen, der ihn bezwingen soll. Die neue Kunst bedient sich neuer Mittel. Die Sprache wird als ein Lebendiges gehandhabt, aus der ungeahnte Wirkungen geschöpft werden. Reim, Rhythmus, Wortbildung und Wortfolge, ja Interpunktion sind in zahllosen Spielarten angewandt, und immer in dem einen Bemühen, den einen, notwendigen, dem treibenden Selbst homogenen Ausdruck zu finden.

Friedrich Gebrecht.

Ein Kriegsskizzenbuch von Albert Reich 1916. Mit Text von Major a. D. Fr. C. Enders. Lukas' Verlag, München. 3 Mark.

Es ist das Tagebuch eines Zeichners, der mit flinkem Stift seine Eindrücke notiert. Der Text, der als Vorwort beigegeben, gibt in kurzen Worten eine Schilderung von Verdun und seiner kriegsreichen Geschichte durch die Jahrhunderte. Neben den markigen Worten über Mannesmut und Entbehrung stehen leider die wenig sachlichen Worte über die Heimat, wo weniger Größe zu finden war, wo „menschliche Habsucht, Eitelkeit, Ordensjägerei, Genußsucht und alberner Hochmut noch recht häufig ihr altes, häßliches Lied spielten“. Der Zeichner verweilt gern bei den kleineren Eindrücken hinter der Front und gibt in genrehafter Breite Lagerleben und Trainkolonnen, Landschaftsporträt und einzelne Geräte. In allem führt ein fleißiger Anstand den Stift des treulich beobachtenden Künstlers. Die bewegten Momente des Kampfes, die alle Stadien des Kampfes illustrieren, wie vor dem Sturm, durchs Sperrfeuer, im Granattrichter, Tragtiere im Feuer usw., zeigen den Zeichner auch als einen ausdrucksvollen Gestalter dramatischer Momente.

Kurth.

Die Seele Spaniens. Von Rudolf Lothar. Mit 59 Bilderbeilagen. München, Verlag Georg Müller, 1916. Preis broschiert 6 Mark.

Wie viele Deutsche haben es nun schon seit Herders und Schlegels Zeiten bis auf Justi und Meier-Gräfe unternommen, uns die Seele Spaniens zu beschwören! Und doch, unverrückbar fest wurzeln in unserem Innern immer noch die romantischen Vorstellungen, die nicht durch die Wirklichkeit, sondern durch einseitig gefärbte künstlerische Abbilder erzeugt worden sind. Mozarts „Don Juan“ und Bizets „Carmen“ tragen die Hauptschuld an dem phantastischen Verkanntwerden des merkwürdigen Landes „fern im Süd“ und seiner eigenartigen Menschen. Da uns die Augen seit dem 1. August 1914 über so vieles aufgegangen sind, das wir bestens zu kennen glaubten, so ist es an der Zeit, daß wir endlich auch einmal unsere alte Opernbrille energisch beiseitelegen und das Land der Hidalgos sehen, wie es wirklich ist! Lothars Buch verhilft uns dazu. Keine Angst! Es handelt sich nicht um grausame Ernüchterungen und Enttäuschungen, die der vielgewandte Librettist des „Tiefland“ seinen Lesern mit unbarmherziger Entdeckerbosheit vorsetzt. O nein! Das Buch ist mit warmer Neigung, ja mit Liebe geschrieben. Es kommt als Veröffentlichung der Deutsch-Spanischen Vereinigung in München zu uns. Viel alte Zauber bleiben bestehen, neue erschließen sich. Aber mit noch mehr Vorurteilen wird liebenswürdig-energisch aufgeräumt! Das Land ohne Bäume, ohne Schatten, in dem die Sonne („Der Feind!“) auf ausgedörrte, endlose, rote und graubraune Flächen herabglüht, steigt auf, das Land, dessen Menschen schwermütig, ernst und nur im Massenrausch ekstatisch, dessen Frauen stolz und schön, aber leidenschaftslos kühl sind ... das Land, das unter einer beispiellosen Verarmung leidet, weil der nationale Mangel an planvoller organisatorischer Energie und die harte Faust der unermeßlich reichen Kirche ehern auf ihm lasten. Dann aber entschleiert sich daneben das Erwachen zu neuem Leben, das Empordrängen von kecken neuen Kräften auf allen Gebieten des geistigen Lebens, von denen man bei uns bisher erstaunlich wenig weiß. Lothar zeigt sich da als ein wirklich ungewöhnlich unterrichteter Mentor, dessen angenehmste Seite die prickelnde Plauderform ist, in der er seine Belehrungen vorbringt. Das hübsch illustrierte Buch liest sich fast wie ein spannender Roman. Es sei allen romantisch veranlagten Deutschen angelegentlich empfohlen!

Dr. Egbert Delpy.

Sophie Hoechstetter: „Mein Freund Rosenkreuz.“ Novellen. 326 S. Einhorn-Verlag, Dachau. Preis broschiert 4 Mark.

„Und da nun das Leben eine Reise ist, so laßt es um Himmels willen eine sentimentale Reise sein“ – dies Wort der englischen Schriftstellerin Vernon Lee könnte als Leitwort über den Erzählungen des George Rosenkreuz stehen, die Sophie Hoechstetter aufzeichnet. Die Menschen, mit denen uns das Buch in Berührung bringt, suchen das Abenteuer des Gefühls, die romantische Illusion, und ihre Tragödie ist die Entzauberung. George Rosenkreuz, der schwärmerische Liebhaber des Vergangenen, erzählt von Revenants, Refugies und Emigranten. Sein Liebling ist Kaspar Hauser, der seltsame Fremdling des Lebens. Revenants, Refugiés, Prätendenten des Traumes sind alle Menschen des Buches. Sie führen eine vollkommen abgelöste, tagfremde Seelenexistenz. Sie leben im Unwirklichen und suchen die letzten Steigerungen des Wunderbaren; Dinge, in denen Schicksal ist, tief verborgen und unalltäglich, darum aber um so verlockender und verführerischer für die empfindsamen, traumsüchtigen Herzen. Nacherzählen lassen sich diese Geschichten nicht. Nimmt man sie aus ihrer eigentümlichen Atmosphäre heraus, nimmt man ihnen das Leben, die Luft. Friederike Louise von Ansbach, das kleine Judenmädchen aus Fürth, Rebekka Elkan, Fernanda Banner, das Fräulein von Sombreuil sind nicht von dieser Erde. Sie wirken in der Tagwelt wie Gespensterspuk, und nur in dem romantischen Zwielicht, an den Stätten der Vergangenheit, dahin die Dichterin sie gestellt, werden sie wirklich. Gefühl ist alles. Auch die Landschaft ist nur ein Gefühl. Ansbach, Bayreuth, Nürnberg, die fränkische Landschaft bauen sich auf, Orte, über denen der Zauber des Ehemals liegt. Aber ihre Existenz ist eine vollkommen seelische, vom Wirklichen abgelöste. Menschen und Landschaft sind *eine* Welt, durchaus zusammengehörig und einheitlich, und diese Welt erhält ihre Farbe vom romantischen Empfinden der Dichterin. Das ist ganz wundervoll und von bezauberndem Reiz. Trunkene Süße durchdringt einen ganz, wenn man die Luft, die um dieses Buch webt, einatmet. Mich will bedünken, daß Sophie Hoechstetter, die manche Bücher schrieb, nie Schöneres gab als in diesen Erlebnissen empfindsamer Herzen, voll von Verlockungen des Traumes und der Schönheit des Unwirklichen.

Peter Hamecher.

Das neue Gartenbuch für Kriegs- und Friedenszeiten. Von Elly Petersen. Der gelbe Verlag, Dachau. Kart. 1,90 Mark.

„Auf rein botanischem Gebiet weilt jeder gern, der voll Gemüt.“ Dieser Ausspruch unseres Altmeisters Busch geriet mir beim Lesen dieses Buches unwillkürlich in die Feder. Mich veranlaßten dazu nicht bloß die oft reizenden Verslein, die den einzelnen Kapiteln vorangestellt sind, sondern auch das Gefühl, in der Verfasserin eine feinfühlige, künstlerisch empfindende Persönlichkeit zu verspüren. Keine trockene Bücherweisheit wird geboten, sondern persönliche Erfahrung, durch Arbeit im eigenen Garten, die von der Pike auf geleistet, gewonnen. Es ist ein Buch, das, mit dem Herzen geschrieben, zum Herzen spricht. Durch alles dies nimmt es in der ausgedehnten Gartenliteratur einen einzigartigen Platz ein und wird vorzüglich dazu dienen, dem Anfänger im Gartenbau die Begeisterung für den Garten, die bei Fehlschlägen so leicht erlischt, zu erhalten. Ausgezeichnet ist insbesondere der zweite Teil, der dem Leser die Ausschmückung von Garten und Haus zeigt. Ich pflichte der Verfasserin vollauf bei, trotz der Schwere der Jetztzeit ein schönes Äußere nicht zu vergessen. Aber auch der erste praktische Teil zeugt von reicher Erfahrung und klugem Sinn der Verfasserin, die auf dem Gange durch Obst- und Gemüsegarten, Obst- und Gemüsekeller, abgesehen von einzelnen kleineren Unrichtigkeiten, dem Leser außerordentlich viel Anregung und Wissenswertes bietet. Das Buch ist in wärmster Weise zu empfehlen, teils durch populär gehaltene Form und Inhalt, teils durch die vorzügliche äußere Ausstattung und den reichen Bildschmuck sowie den billigen Preis.

H. Grabbe, Lektor für Obst- und Gartenbau an der Universität Leipzig.

Homer im Felde, Bilder zur Ilias. Von Leutnant d. R. Hans Geh. Druck und Verlag der Zeitung der 10. Armee. Wilna 1917. 53 Seiten. 41 Abbildungen. Zu beziehen durch K. F. Köhler, Leipzig. 1,50 Mark.

Aus dem vorliegenden Büchlein spricht eine Mischung von jungenhaftem Übermut und tüchtigem zeichnerischen Können. Die lustigen Schwarzweißzeichnungen, denen jeweils ein Homerspruch zugrunde liegt, könnten von einem übermütigen Primaner unter der Schulbank verfaßt sein, wenn nicht die flotte Ausführung vorhanden wäre. Manch einer mag den Kopf schütteln und von Verunglimpfungen eines der größten Meisterwerke sprechen, aber die meisten werden dankbar das frohsinnige Büchlein genießen, das ihnen die Ostfront beschert hat.

Else Steup.

Eingegangene Bücher.

Schweder, Paul: Im Kaiserlichen Hauptquartier. Deutsche Kriegsbriefe. I. Von der Donau zur Maas. 319 S. II. Von den Vogesen zur Nordsee. 280 S. III. Von der Nordsee zum Isonzo. 303 S. Leipzig, Hesse & Becker. Kart. je 2,50 Mk., Leinenband 3 Mk.

Schweizer Jugendbücher. 4. Band. Aus schwerer Zeit. Erinnerungen an die Jahre 1798. 93 S. Zürich, Orell Füßli. 1,20 Fr.

Voigt, Max: Das Winterplankton unserer Binnengewässer. Mit 73 Abbildungen. Leipzig, Th. G. Fischer & Co. 0,50 Mk.

  Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3851. 148. Band.



Aus dem Kampfgebiet bei Verdun: Einschlag einer schweren französischen Granate in eine deutsche Reservestellung im Chauffourtal bei Douaumont. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Leutnant d. Res. Willy Müller.

Amerikanische Diplomaten. / Von C. A. Bratter.

Der „Kriegszustand“ mit Deutschland, dessen Bestehen der Kongreß der Vereinigten Staaten von Amerika am 3. und 5. April ausgesprochen und dessen Proklamation Präsident Wilson am 6. April unterzeichnet hat, ist das Ergebnis eines völligen Verkennens deutscher Ziele, deutscher Politik, ja deutschen Wesens überhaupt. Dabei mag die Frage, ob es sich hier um ein absichtliches oder unabsichtliches Verkennen handelt, heute unerörtert bleiben. Auf alle Fälle trägt an den schiefen, schroff ungerechten Auffassungen Washingtons über Deutschland die amerikanische Diplomatie erhebliche Schuld.

Die Neuyorker „Evening Post“, eines der angesehensten amerikanischen Blätter, zudem ein der Partei Wilsons angehörendes Organ, schrieb am 1. Juli 1916 über die deutsch-amerikanischen Beziehungen unter anderem:

„Herr Wilson ist bei jeder Wendung in seinen Verhandlungen mit Europa, namentlich mit **Deutschland**, durch seine Unkenntnis der Gesichtspunkte anderer Völker gehemmt worden. . . . Er konnte die deutschen Gedankengänge nicht klar begreifen, und er hatte dazu einen Botschafter in Berlin, dessen Unkenntnis alles Deutschen . . . und der deutschen Sprache ihn in dieser Hinsicht zu einem Helfer von geringem Nutzen machte.“

An diese Sätze knüpfte das Neuyorker Blatt, wie schon sehr oft zuvor, scharf kritische Betrachtungen über die Unzulänglichkeit der amerikanischen Diplomatie im allgemeinen und stellte erneut die Forderung nach einer gründlichen Änderung des Systems der amerikanischen Diplomaten-Auslese: des berüchtigten Beutesystems.

Unter dem Präsidenten Andrew Jackson, der 1828—1837 an der Spitze der Unionsregierung stand, wurde dieses Beutesystem sozusagen das Grundgesetz der amerikanischen Politik: „Dem Sieger gehört die Beute“, das heißt, die Partei, die aus dem Wahlkampf siegreich hervorgegangen ist, belohnt diejenigen ihrer Mitglieder, die am eifrigsten für sie gewirkt und zu dem Erfolge beigetragen haben, mit öffentlichen Ämtern. Die Beamten, die der unterlegenen Partei angehören, werden kurzerhand entlassen und durch „Politiker“ der zur Macht gelangten Partei ersetzt. Seit Jackson führt jeder Wechsel der herrschenden Partei zu einem durchgreifenden Wechsel des Beamtenpersonals in der Bundesverwaltung, in den einzelstaatlichen und städtischen Ämtern. Dieses System hat selbstverständlich eine sehr unheilvolle Wirkung auf alle Zweige der Verwaltung, auf das öffentliche und Berufsleben der Union ausgeübt. Die Ämter werden der Mehrzahl nach von unfähigen, vielfach von unehrlichen Männern verwaltet, von Leuten, denen jede Kenntnis ihrer Amtserfordernisse fehlt. Eine feste sachkundige Beamtenschaft, wie in den europäischen Ländern, gibt es in Amerika nicht. Sehr viele Personen ergreifen die „Politik“ — oder was man drüben so nennt — als ihren Lebensberuf in der Erwartung, durch emsige und erfolgreiche Parteiagitation zu einem Amt zu gelangen. Der „Politiker“ weiß freilich, daß die Amtsdauer unter Umständen (d. h. wenn bei den nächsten Wahlen die andere Partei ans Ruder gelangt) recht kurz sein wird; und dies veranlaßt ihn, aus seinem Amt, solange er es innehat, so viel Vorteil und Gewinn als möglich herauszuschlagen. Zur Beschönigung dieses Systems hat man den Satz geprägt: „Everybody is fit for everything“, jeder eignet sich für alles, jeder halbwegs intelligente Mensch ist fähig, irgend ein ihm anvertrautes Amt gut zu verwalten.

Diesen sehr bedenklichen Grundsatz hat man in Amerika unbedenklich auch auf den diplomatischen Dienst des Landes, also auf das Gebiet der Beziehungen der Vereinigten Staaten zu den anderen Mächten ausgedehnt. Die gegen das Beutesystem gerichtete Bewegung der Zivildienstreform, die es immerhin durchgesetzt hat, einen Teil der Bundesbeamten-Stellungen der Parteimaschine zu entziehen, hat die willkürliche Besetzung der obersten diplomatischen Stellungen auf Grund von Parteiverdiensten durch die Parteichefs bisher nicht zu verhindern vermocht. Diese und die meisten anderen wichtigen Bundesämter gehören — wie A. M. Hadley, der Präsident der Yale-Universität, noch 1915 feststellt — zu den vielen Stellungen, die dem Zivildienstgesetz nicht unterliegen. Noch heute, ja heute mehr als je, gilt für die diplomatischen Ämter Amerikas das sarkastische Wort des vor zwölf Jahren in Bad Nauheim verstorbenen amerikanischen Staatssekretärs John Hay: „Ein ruhiger Gesandtenposten ist die gepolsterte Matratze, die der politische Akrobat immer unter sich sehen will für den Fall, daß er ausgleitet.“ Für andere politische Akrobaten ist ein solcher Posten der Kuchen oder die Wurst an der Spitze der Kletterstange. Aber beide Gattungen, der flinke und der vorsichtige, haben das gemein, daß sie Akrobaten sind, nicht Diplomaten.

Ein Vorgänger John Hays, der frühere Staatssekretär John W. Foster, der neben anderen politischen Werken ein umfangreiches Buch zum Lobe der amerikanischen Diplomatie geschrieben hat („The Practice of Diplomacy“, Boston und Neuyork, 1906), teilt aus den Lebenserinnerungen des früheren amerikanischen Botschafters in Berlin, Andrew D. White, folgendes mit: „Vor einigen Jahren, als ich mit mehreren Freunden das Felsengebirge bereiste, besuchten wir an einem Sonntag eine kanadische Presbyterianer-Kirche. Der Geistliche predigte über den Text: „We are ambassadors for Christ“ (Wir sind Botschafter für Christus) und sagte zur Erläuterung und Ausschmückung dieses Textes: die Vereinigten Staaten hätten einmal einen Botschafter (soll wohl heißen, einen Gesandten) in Deutschland gehabt, der fast immer betrunken gewesen sei. Dieses habe bei den Deutschen den Eindruck hervorgerufen, daß die Amerikaner eine Nation von Trunkenbolden sei; und ein Nachfolger dieses amerikanischen Vertreters am Berliner Hofe hat erzählt, daß seine Landsleute in dieser Hauptstadt ihn nicht einmal am Tage der ersten Vorstellung beim König nüchtern halten konnten.

Ein amerikanischer Staatsmann von großem Ansehen, William H. Seward, Staatssekretär unter Lincoln, wurde von einem Politiker zur Rede gestellt, wie er nur einen so anrüchigen Charakter wie Robert C. Schenck zum Gesandten habe ernennen können. Seward antwortete achselzuckend: „Mein lieber Herr, wir schicken einige ins Ausland, weil sie dort gebraucht werden, und andere werden ins Ausland geschickt, weil man sie nicht zu Hause haben will.“ —

Für die Berufung amerikanischer Diplomaten sind neben dem Beuteprinzip häufig auch andere, gleichfalls den unteren Regionen der Parteipolitik entstammende Beweggründe maßgebend. Präsident Wilson wurde 1912 zum ersten Male gewählt; bald nach seinem Amtsantritt präsentierten ihm, wie üblich, seine Wahlhelfer ihre Rechnungen: sie verlangten einen ihren Verdiensten entsprechenden Anteil an der „Patronage“, an der Vergebung der Bundesämter. Unter den Heischenden stand die berüchtigte Neuyorker demokratische Parteiorganisation Tammany-Hall in erster Reihe. Der „Idealist“ Wilson (er ist bekanntlich ein förmlich transzendentaler, parsifalgleicher Idealist) lehnte es aber mit einer großartigen Geste ab, sich mit der korrupten Organisation — deren Dienste er sich bei den Wahlen gern hatte gefallen lassen — in einen derartig entwürdigenden Handel einzulassen. Die Folge war, daß Tammany offen gegen Wilson zu wühlen begann. Je näher die Wahl von 1916 heranrückte, desto unangenehmer wurde dem Präsidenten begreiflicherweise die Gegnerschaft der einflußreichen Neuyorker Parteimaschine. Kurz entschlossen, streckte eines Tages der Idealist Wilson den Tammany-Häuptlingen die Hand zur Versöhnung hin und ernannte die Tammany-Politiker Gerard und Elkus zu Botschaftern, den einen nach Berlin, den andern nach Konstantinopel.

Der Vorgänger des Diplomaten Elkus, der Diplomat Henry Morgenthau, wurde von Wilson nach dem Goldenen Horn geschickt, weil er dem demokratischen Wahlfonds 1912 eine beträchtliche Summe zugewendet hatte, und er wurde im Sommer 1916 von Wilson nach Amerika zurückberufen, damit er die Wahlkampagne für Wilson finanzieren helfe. Diplomatische Berufungen als Belohnung für reiche Wahlbeiträge sind übrigens in Amerika geradezu die Regel geworden. Sogar Roosevelt, der in Deutschland noch immer neben Karl Schurz als der große Vorkämpfer der Zivildienstreform gilt, hat Herrn Tower, Herrn Leishman und so manchen andern Millionär nur aus diesem Grunde zu Botschaftern oder Gesandten ernannt.

Der Name Leishman (er war der Nachfolger David Jayne Hills in Berlin) bezeichnet einen weiteren amerikanischen Diplomaten-Typ. Herr Leishman ist — oder war — schwerer Dollar-Millionär, der dem republikanischen Kampagnefonds hohe Beträge gestiftet und sich dadurch einen wohlbegründeten Anspruch auf „recognition“ seitens der obersten Parteileitung erworben hatte. Als „seine Pflaume reif wurde“, wie man drüben sagt, um anzudeuten, daß ein um die Partei Verdienter seine Belohnung zu erwarten habe, hätte Mister Leishman am liebsten einen hohen politischen Posten im Lande gehabt; aber Mrs. und die Misses Leishman bestanden auf einer diplomatischen Bestallung. Der amerikanische Emporkömmling sehnt sich häufig, seine Frau und seine Töchter immer, nach dem Glanz der europäischen Höfe, nach dem Umgang mit den Spitzen der Aristokratie, nach der politischen Machtfülle, über die ein Diplomat nach ihrer Meinung gebietet, nach den Verbeugungen der Hoflakaien und nicht zum mindesten nach der Möglichkeit, zu einem neunzackigen Schwiegersohn bzw. Ehegatten zu gelangen. (Herr Leishman hat beide Töchter an Aristokraten verheiratet; man hat darüber viel in den Zeitungen gelesen.) Für die reich gewordene Amerikanerin hat es etwas Berauschendes, in der Hofgesellschaft, mit deutschem, englischem oder französischem Uradel auf dem Fuße gesellschaftlicher Gleichheit zu verkehren, als Gattin oder Tochter des Vertreters der mächtigen nordamerikanischen Union die Huldigungen der Gesandten kleinerer Staaten entgegenzunehmen, mit hochgezogenen Brauen, tändelndem Fächer und republikanischer Nonchalance mit „der“ Devonshire, „der“ Périgord oder „der“ Dolgorucki zu konversieren.

Es ist nun selbstverständlich nicht gesagt, daß die amerikanische Diplomatie **vollständig** im Beute- oder Wahlfonds-Prinzip ihren Ursprung und Boden hat. Es hat ganz hervorragende amerikanische Diplomaten gegeben: in Deutschland hatten wir einen Wheaton, einen Bancroft, Motley, Andrew D. White, David J. Hill. Aber solche Ernennungen sind dem herrschenden System abgetrotzt worden, sind die an Zahl geringeren. Einige Präsidenten, so Grover Cleveland, haben sich dem Beutesystem wenigstens bei diplomatischen Besetzungen nicht unterworfen. (Der Demokrat Cleveland hat sogar den Mut gehabt, zu seinem Minister des Auswärtigen einen Republikaner, Walter Q. Gresham, zu ernennen.) Und es hat Zeitabschnitte gegeben, in denen das bessere Material den abgelohnten Politiker überwog: so, im ganzen genommen, die Jahre 1885 bis 1912 (allerdings mit so manchen Ausnahmen). Unter Wilson hat sich das Material wieder erheblich verschlechtert. Von dem Berliner Botschafter Gerard abgesehen, sei nur an den Gesandten in Haiti, M. R. Smith, erinnert, der sich durch ungeschickte Wühlereien unmöglich machte, an den Gesandten in Santo Domingo, Sullivan, dessen Ernennung die „Evening Post“ den „übelsten Skandal“ der Wilsonschen Verwaltung nennt, an einen Gesandten tschechischer Herkunft, der an einer österreichfeindlichen Kundgebung in Böhmen teilnahm, an den Sonderbotschafter Wilsons in Mexiko, Lind, der auf der einen Seite mit den mexikanischen Rebellen, auf der anderen Seite mit dem Petroleum-Magnaten Pierce in enger Verbindung stand, an den Gesandten in Athen, Williams, dessen grob ungebührliches Auftreten in Albanien (Juni 1914) wohl noch in allgemeiner Erinnerung ist. Wilsons Ernennungen bedeuten in ihrer Mehrzahl einen Rückfall in das System Jackson.

Der für die Wilsonsche Diplomaten-Auslese bezeichnendste Fall ist aber der des Mister Pindell, des Herausgebers eines kleinen Blattes in der Stadt Peoria (im Staate Illinois). Er verdient, da er für die einschlägigen amerikanischen Auffassungen und Methoden geradezu vorbildlich ist, eingehendere Darstellung. Herrn Pindells Eignung für eine diplomatische Sendung bestand darin, daß er ein sogenannter „original Wilson man“ war, auf deutsch: daß er schon zu Beginn der Wahlkampagne 1912, als die Aussichten Wilsons noch sehr unsicher waren, in seinem Blatte und als Kampagneredner für Wilson eingetreten war. Als Mister Pindells „Pflaume reif wurde“, schrieb ihm — es war im Herbst 1913 — sein Washingtoner Freund Senator J. H. Lewis folgenden Brief:

„Lieber Pindell! Ich muß Sie bitten, diesen Brief als außerordentlich vertraulich und ganz persönlich zu betrachten. Die Regierung ist genötigt, einen Botschafter für Petersburg zu ernennen; es ist eine Stellung, die, falls sie Ihnen angeboten wird, Sie nicht zwingt, die Leitung Ihres Blattes oder Ihre Verbindung mit demselben aufzugeben. Nun, die Idee des Staatssekretärs Bryan ist, daß, sofern Sie den Posten als russischer Botschafter und all die damit verbundenen Ehrungen annehmen wollten, Sie nach einem Jahre, sagen wir am 1. Oktober 1914, zurücktreten können, um zu Ihrem Blatt zurückzukehren, und trotzdem würden Sie die große Ehre genießen, die mit der Stellung verbunden ist. Es werden keine Verträge zu schließen sein und auch keine politischen Sachen, mit denen Sie sich herumzubalgen hätten, denn die Regierung wird für ein Jahr dafür sorgen, und Sie werden nicht an Petersburg festgebunden sein, sondern Abstecher nach Berlin und Wien und in die anderen Hauptstädte Europas machen können, auch nach Stockholm und vielleicht nach Kopenhagen, und Sie werden all die Annehmlichkeiten haben, die mit solchen Reisen verknüpft sind. Sie würden die angenehme Gesellschaft der englischen und der anderen Beamten haben, die mit den Legationen in Petersburg in Verbindung stehen, und Sie würden gesellschaftlich und offiziell mit Auszeichnung behandelt werden, da Ihnen meine Briefe an die Leute draußen dienlich sein würden. Ich denke, Sie haben eine kleine Tochter. Bedenken Sie, was es für sie bedeuten würde, für den Rest ihres Lebens sagen zu können, daß ihr Vater russischer Botschafter war, und bedenken Sie die Ehre und das Prestige, das fortleben würde bis zur dritten und vierten Generation. Sollten Sie annehmen wollen, so drahten Sie, bitte, umgehend. Ich hatte soeben den Staatssekretär am Telephon und schreibe diesen Brief nach einer vertraulichen Konferenz mit ihm.“

Leider ist aus den Ehrungen, den Abstechern nach Stockholm usw. nichts geworden. Die Petersburger Regierung hat sich den Herrn Pindell höflichst verbeten.

Auch andere europäische Regierungen haben sich wiederholt amerikanische Diplomaten zweifelhafter Art verbeten. Die Entsendung einiger dieser „personae non gratae“ legte von der politischen Weltfremdheit der Unionsregierung beredtes Zeugnis ab. Das Kongreßmitglied Anson Burlingame wurde 1861 zum Gesandten in Wien ernannt, obgleich er während der österreichisch-italienischen Kämpfe starke Sympathien für Italien an den Tag gelegt und sich auch als warmer Freund der ungarischen Unabhängigkeitsbestrebungen bekannt hatte. Er wurde natürlich von der Wiener Regierung abgewiesen; ebenso der Rechtsanwalt A. M. Keiley, der 1885 nach Rom ernannt worden war, von der italienischen Regierung, weil Keiley 1871, nach der Besetzung Roms durch den König von Italien, in einer katholischen Kirche zu Richmond (im Staate Virginia) einem Entrüstungsmeeting gegen den König präsidiert und heftige persönliche Angriffe gegen Viktor Emanuel gerichtet hatte. Keiley wurde unmittelbar darauf zum Gesandten in Wien ernannt; auch dort verbat man sich den Herrn, weil er, wie es in einer Note der Wiener an die Washingtoner Regierung hieß, „es bei einem früheren Anlaß an politischem Takt habe fehlen lassen, so daß eine befreundete Regierung (die italienische) es abgelehnt habe, ihn zu empfangen“. Darüber entspann sich ein mehrere Monate dauernder scharfer Notenwechsel, bis der amerikanische Staatssekretär Bayard endlich begriff, daß er einen Fehlschritt getan hatte. Herr Keiley wurde schließlich nach Ägypten geschickt; aber Herr Bayard ließ aus Ranküne den Wiener Posten längere Zeit unbesetzt und dessen Geschäfte durch einen Gesandtschaftssekretär versehen. Im Jahre 1891 ernannte Präsident Harrison den Senator Henry W. Blair zum Gesandten in China, einen der erbittertsten Chinesenfeinde, der im Senat unter anderm die chinesischen Arbeiter mit einer „pestilenzialischen Krankheit“ verglichen hatte, die man von Amerika fernhalten müsse. Ähnliches wiederholte sich 1912 anläßlich der Ernennung Hammonds zum Gesandten in China; er mußte mitten auf der Reise umkehren, weil die Pekinger Regierung gegen ungehörige Äußerungen dieses „Diplomaten“ Einspruch erhoben hatte.

Solche und ähnliche Ärgerlichkeiten und Blamagen, die sich allzu häufig wiederholten, haben gelegentlich Reformversuche in Amerika veranlaßt, die aber in den Anfängen steckenblieben. Die Civil-Service-Reform hat, wie schon erwähnt, einen Wandel in der Auslese der obersten diplomatischen Posten nicht herbeigeführt; Besseres verhieß die vor einigen Jahren vom Staatssekretär Root versuchte Reform des diplomatischen Dienstes, die darauf abzielte, die Diplomatie zu einem Lebensberuf zu machen. Danach sollte die Zulassung zur diplomatischen Laufbahn von den Zivildienst-Prüfungen (competitive examinations) abhängig gemacht, Botschafter und Gesandte sollten später aus der Zahl der im Dienst befindlichen Diplomaten gewählt werden. „Außenseiter“ sollten in Zukunft nur als dritte Botschafts- oder Gesandtschaftssekretäre eintreten, und zwar gleichfalls nur auf Grund einer Prüfung. Ein besonderer Regierungs-Ausschuß sollte über die Befähigung der einzelnen Diplomaten im Laufe ihrer Tätigkeit Feststellungen machen und hierüber einen „efficiency record“ (Tüchtigkeits-Nachweis) aufstellen, so daß in Zukunft lediglich die Tüchtigkeit den Ausschlag für die Beförderung geben würde. Auch diese Reform ist über Ansätze nicht hinausgekommen. Präsident Wilson war es, der sie durch seinen Rückfall in die Beutepraxis erstickte.



Eine Episode aus den schweren Kämpfen an der Somme in der Gegend von Morval: „Durch müssen wir!“; Relais-Posten und Ersatzmannschaften im englischen Sperrfeuer.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Karl Mohr.

Zur gegenwärtigen englischen Offensive beiderseits von Arras: Straße Lens-Arras bei der Zeche Vimy.
Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Professor Hans v. Hayek.

Die Werbearbeit für die sechste deutsche Kriegsanleihe an der Front: Die Herstellung von Plakaten für die Etappenstädte im Atelier des Deutschen Theaters zu Lille. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von O. J. Olbertz.



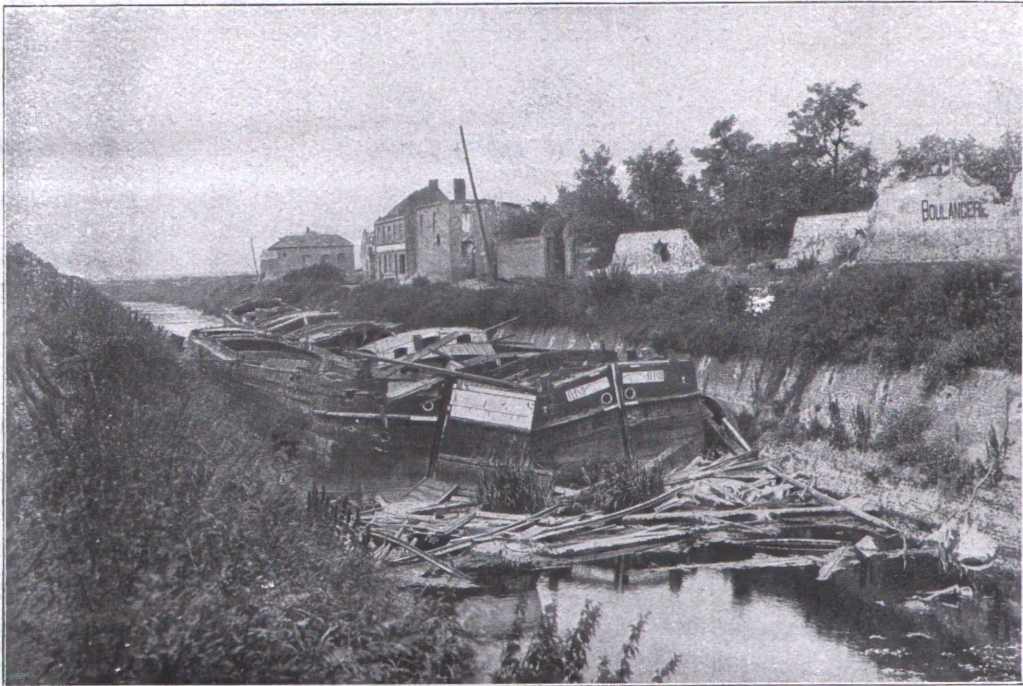
Sauerstoffapparat zur Verwendung bei feindlichen Gasangriffen.



Ansicht aus dem zerschossenen La Bassée, eins der vielen Beispiele dafür, mit welchem Erfolg die Engländer französische Städte zu „befreien“ suchen.

Kriegsanleihe und Heer.

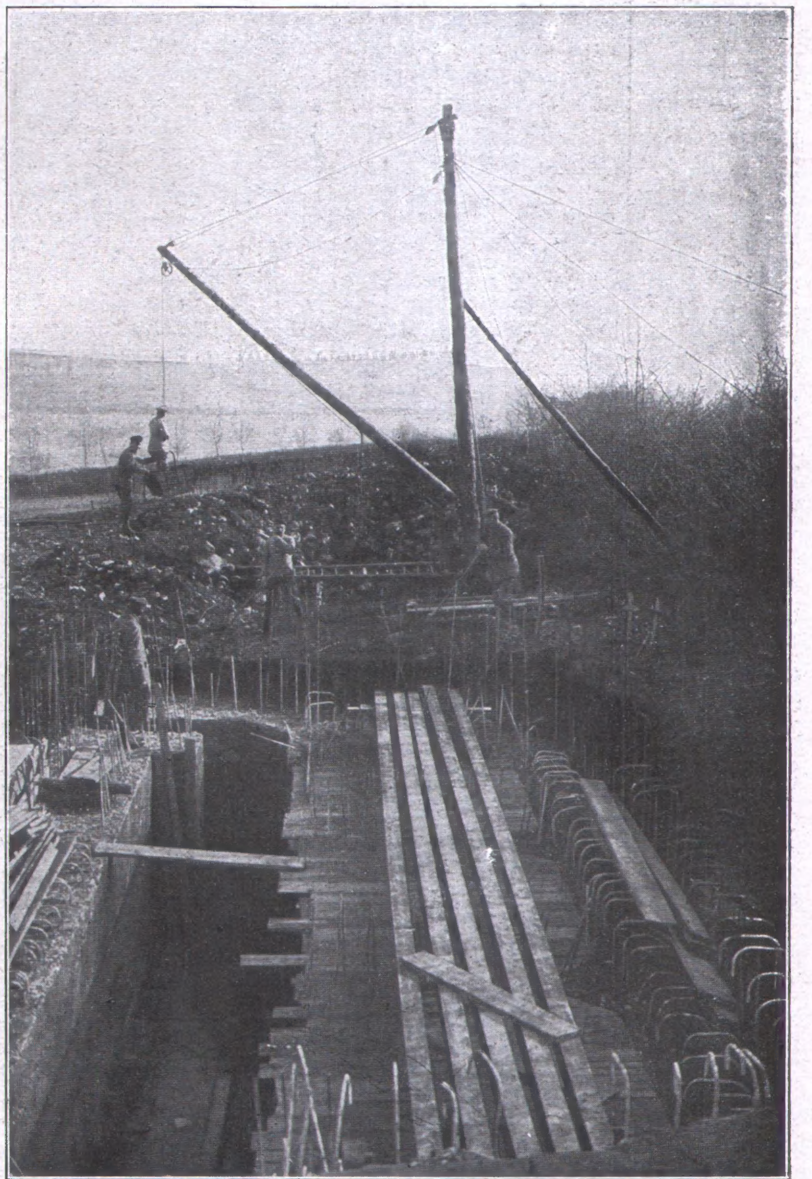
Wenn es auch in erster Linie Pflicht der Heimat ist, dafür zu sorgen, daß uns die silberne Munition, die nach Lloyd George den Krieg entscheiden soll, nicht ausgeht, so haben es sich bei den bisherigen Kriegsanleihen doch auch Tausende und aber Tausende von Heeresangehörigen nicht nehmen lassen, ihrerseits zum finanziellen Siege des Vaterlandes beizutragen. Die sechste deutsche Kriegsanleihe hat im besonderen Maße die Gunst unserer Feldgrauen gefunden. Mit Recht sahen sie in ihr einen der letzten Bausteine zum Siege, und wer das im Felde noch nicht wußte oder nicht glauben wollte, den haben kundige Kameraden eines Besseren belehrt. Überall im Etappengebiet erblickte man die oft äußerst humorvollen Plakate, die in allen Tonarten das Lob der Kriegsanleihe sangen. Das Maleratelier des Deutschen Theaters in Lille hatte sich, wie die auf Seite 534 stehende Abbildung zeigt, ebenfalls in den Dienst der Werbearbeit für die silberne Schlacht gestellt.



Zerschossene Häuser und Kähne am Kanal bei La Bassée.



Bau eines Unterstandes.



Betonunterstand in den Hochvogesen während des Baues.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.



Von den gegenwärtigen schweren Kämpfen an der Westfront:

Nach einer Zeichnung des zum westlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Son



t: Artillerie wartet in Reservestellung auf weitere Befehle.

onderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

Vater Rekrut. Erzählung von Georg Hirschfeld.

Die „Alten" standen auf dem Hof des Rekrutendepots und warteten. Ja, das viele Herumstehen war eigentlich das Anstrengendste beim Militär — so empfand es wenigstens der Dullinger Vinzenz, der neue Vaterlandsverteidiger aus Memmingen. Er exerzierte lieber. Ein sonderbarer Scherz des Zufalls war es, daß Dullinger Vinzenz gerade aus Memmingen stammte. Seine alte Rekrutenseele war voll Mut. Ein Jünglingsgeist lebte in dem Graukopf — immer wieder überraschte er die Vorgesetzten, denn man sah ihm sein Wesen wahrlich nicht an. Mit seinen dreiundvierzig Jahren glich der ungediente Landsturmmann einem Sechziger — arg verwittert und verbraucht war er schon mit dem drolligen Faltengesicht und dem zahnarmen Munde. Fünfundzwanzig Jahre Fabrikarbeiter — jetzt noch Soldat? Unglaublich, aber es mußte gemacht werden, und so machte er es. Sein Geheimnis, warum ihn die Wandlung nicht umwarf, lag in der Vergangenheit. Man konnte ihn jetzt drillen, ja — aber niemand erreichte etwas mit ihm, wenn das Leben ihn nicht schon gedrillt hätte. Dullinger Vinzenz kam als Philosoph zu den Soldaten, die Prüfungen des Schicksals hatten ihn weise und gut gemacht. Seine Kinderseele war sich dessen freilich nicht bewußt. Er diente, wo er auch war, mit seiner stets bereiten, innigen Bescheidenheit. Er war der echte Kamerad. Das fühlten die anderen und liebten den Dullinger Vinzenz.

In seinen steinharten Exerzierstiefeln trat er gequält von einem Fuß auf den anderen, aber er lächelte. Mit frohgemuter Spannung blickte er umher. Stets suchte er sich das Angenehme des allgemeinen Zustandes. Auch hier war es wieder — die Herbstsonne schien so schön, die Spatzen hüpften so nett auf dem Mist umher, ein dick gefressener, weißer Hund wälzte sich behaglich. Dullinger Vinzenz überlegte — ja, jetzt war es ihm wohl erlaubt — er brauchte nicht aufzupassen, die Pflichtenkette war ein wenig gelockert — er durfte an die Heimat denken. Der dickgefressene Kasernenhund, der sich vor ihm wälzte, brachte ihn darauf. Sein Spitzl daheim war freilich mager. Wie liebten ihn die Kinder, die vier kleinen, lieben Fratzen, die nun Tante Burgl betreute! Tante Burgl versorgte das Häuschen des Witwers, als man ihn doch noch zu den Soldaten geholt. Da brauchte es ihm nicht zu arg zu grauen, wenn er an seine verlassenen Kleinen dachte. Er sah sie ahnungslos an dieser furchtbaren Zeit vorbeispielen, die Glücklichen. Ob sie zuweilen wohl an ihren alten Papi dachten? Hoffentlich. Die Herbstsonne versicherte es dem Dullinger Vinzenz. Auf sein braunes Faltengesicht kam ein goldener, lächelnder Schein. Jetzt war es ihm auch plötzlich gewiß, daß der Franz, sein Zweiter, in der russischen Gefangenschaft nicht zu sehr zu leiden hatte. Sein Ältester aber, der Leonhard, kämpfte unversehrt in Frankreich . . .

Ja, so war es. Vater Rekrut hatte schon zwei erwachsene Söhne dem König gegeben — dann war er selbst an die Reihe gekommen, fort von seinen mutterlosen Kleinen. Der Humor für diese Lebenslage, sonst immer des Dullinger Vinzenz Sache, war ihm schwer geworden. Wenn er es recht bedachte — er sollte noch den Rekruten machen, der Vater, er fing von vorn an auf dem Exerzierplatz, grau und welk, und seine Söhne waren Unteroffiziere, Vorgesetzte? . . . Spaßig . . . Nur das Lachen war nicht leicht. Dann aber, sobald er im Drillich steckte, kam es. Er erzählte sogar den Kameraden bald von seinen beiden Söhnen. Und als er sich das Herz erst freigesprochen hatte, wußte er auch ganz, woran er war. Das Leben war doch gerecht. Just so, wie es gekommen, mußte es kommen. Als deutscher Krieger, als Feind der vielen Feinde, nahm der gebückte Arbeitsmann es mit jedem auf. Er setzte es sich vor — das Militär sollte ihn wieder jung machen. Über Nacht erwachte längst verglommenes Feuer im Dullinger Vinzenz. Sein Unteroffizier, sein Leutnant staunten, wenn er ihnen antwortete. Dieser älteste von allen hatte die jüngste Stimme. „Dschawoll, Herr Untroffßier!!" So schmetternd, jubelnd fast erklang es aus keinem anderen. Der Dullinger Vinzenz wurde ein guter Soldat . . .

Vater Rekrut hatte sich weit in seinen Heimatstraum verloren. Die Kinder umtanzten ihn eben, das Häuschen lag in friedlichem Abendschein — da tobte es plötzlich: „Still gestanden!" Der Herr Feldwebel war da — der Appell begann. Vater Rekrut stand wie eine Bildsäule. Richtung hatte er sofort. Niemand brauchte ihn zu korrigieren.

Bald hatte das böse Stehen wenigstens ein Ende — man konnte heimziehen, ins Quartier. Das Gewehr abschlagend, humpelte Dullinger Vinzenz zwischen seinen Kameraden. Oh, die Satansstiefel — aber es mußte gehen. Jetzt wurde wieder gesungen. Gut — der Dullinger Vinzenz sang mit. „Heimat, o Heimat, ich muß dich verlassen!" Niemand sang es so laut und überzeugt, besonders die Worte: „Morgen, ja morgen ziehn wir nach Frankreich fort!" Vor zwei Jahren hatten Leonhard und Franz es gesungen — der Vater hatte es noch von ihnen gehört. Franz war dann nach Rußland gekommen und dort gefangengenommen worden — Leonhard blieb im „bösen Frankreich" — erst in der Champagne, dann vor Verdun, jetzt an der Somme.

Mechanisch stapfte Vater Rekrut, an seine Söhne denkend, über die Holperstraße. Es zog sich eine nie gefühlte, fromme Demut um sein Herz. Was war denn schließlich alles, was ihm geschehen, gegen das, was die Söhne erdulden mußten? Der Leonhard stand zum fünftenmal im Trommelfeuer. War das zu ahnen, auszudenken, zu verstehen? Nur den Kopf hieß es beugen vor Gott. Dullinger Vinzenz war gläubig, ohne viel in der Kirche gewesen zu sein. So betete er jetzt, während die anderen sangen. Plötzlich war es ihm selbstverständlich, daß er in steinernen Stiefeln laufen, seine mutterlosen Kleinen verlassen, den Anforderungen an Jünglingskräfte genügen mußte. Opfer, Opfer — jeder mußte sie bringen. All das grenzenlose Friedensglück, das man nicht erkannt hatte, war abzubüßen. Einst dann erblühte aus der fürchterlichen Nacht der Zukunftslichtschein. Einst war man wieder beisammen, und Vater Rekrut erlebte noch einige Jährchen lächelnder Erinnerung . . .

„Denn das böse Fra-ankreich läßt uns keine Ruh! Morgen, ja morgen marschieren wir nach Frankreich zu!" Er grölte es wieder mit, dann lachte er plötzlich. Nein, morgen noch nicht. Aber in drei Monaten vielleicht — er war bereit. Für heute freute er sich auf seinen Strohsack. Sein gutes, altes Bett daheim hatte ihm nicht solchen Schlaf geschenkt. Wo waren jetzt Rheumatismus und Husten? Lieber Gott, zu dem allen hatte man keine Zeit mehr.

Endlich „Abtreten!" Das Quartier. Er schleppte sich in den Saal hinauf und warf sich, wie er war, auf den Strohsack. Aber da rief man ihn schon wieder. „Dullinger!" — „Hier!" (Die Jünglingsstimme — er raffte sich wirklich auf.) Doch Kamerad Mayer, der gutmütige Althändler, lief zu ihm und gab ihm den Brief, der gekommen war. Einen Expreßbrief. Vater Rekrut nahm diese Seltenheit seines schlichten Lebens still hin. Man sah ihm neugierig zu. Da zog er sich sacht auf die Treppe zurück, um allein zu sein. Er ahnte Schlimmes. Es würgte ihn mit unsichtbarer Teufelsfaust, genau so wie damals, als Fanny gestorben. Aber ein ähnlicher Jammer — war der noch für ihn möglich? Nicht doch — Dullinger Vinzenz versuchte an seinen alten Gott zu denken. Der hatte es doch eben noch so gut mit ihm gemeint. Dann riß er den Brief auf und las . , .

Lange stand er, als ob er immer noch läse. Wie lange wohl? Nun, eine Stunde gewiß. Inzwischen wurde die dampfende Abendsuppe an ihm vorbeigetragen, man rief ihn, man ermunterte ihn — aber er hörte nichts. Er starrte mit verschwimmenden Augen auf den Brief. Tante Burgls Schrift. Der Inhalt — Leonhard war an der Somme gefallen. Granatschuß. Alles vorbei. Sein Liebstes . . .

Es dunkelte. Im Quartier wurde es still. Die müden, satt gegessenen Männer hatten sich alle auf die Strohsäcke geworfen. Nun kam auch der Dullinger Vinzenz durch den bläulichen Dämmer — strauchelnd, wie ein Trunkener, suchte er seinen Sack auf. Holzer, sein Nebenmann, wußte nichts von dem Expreßbrief. „Bist schön müd, gel, Alter?" fragte er gutmütig unter der Decke. Er sah den Dullinger nicken, schwer, automatisch, und es graute ihm irgendwie — der Alte hatte in diesem Licht, mit diesen Bewegungen etwas Gespenstisches. Dann, aus den quälenden Stiefeln gerissen, lag auch Vater Rekrut auf dem Strohsack. Oh, die lange Nacht. Eine barmherzig lange Nacht. Wenn es nur dunkel wurde, still, denn letzte Stille herrschte um Dullinger Vinzenz, wenn auch die anderen husteten und schnarchten. Man beobachtete ihn nicht mehr. Wie ein Goldstück nahm er die Erlaubnis hin, über sein Schicksal nachdenken zu können . . .

Was war zu tun? Weiterleben? — Als Soldat? — Auch „nach Frankreich fortziehen", wie der Leonhard? Gewiß . . . Es blieb wohl nichts anderes übrig. Nichts Besseres auch. Denn erstens — so klärte es sich blutrot in Dullingers dunklem Kopf — erstens lebten seine vier Kleinen mutterlos in Memmingen. Was sollte aus denen werden? Und zweitens . . . Nun ja, es war leicht, mit dem scharfen Seitengewehr, während alle schliefen . . . Alles zu Ende . . . Keine steinernen Stiefel mehr . . . Aber nein, Sakrament nicht noch mal — nein! Was war das für ein Lumpengedanke? Die Kinder . . . Leonhards Vorbild . . . Sein toter Unteroffizier! . . . Vater Rekrut schluchzte plötzlich wild auf, er schlug mit den Händen um sich, und der getroffene Holzer knurrte. Da streichelte Vater Rekrut ihn versöhnend. Dann dachte er weiter. Nein, er wußte schon Bescheid. Er war Soldat — Soldat wie seine Söhne — das war alles. Er tat seine Pflicht und ging den gleichen Weg . . . O Seligkeit . . . Der Leonhard winkte von drüben — er sah ihn genau. Und die Kleinen? Nun, wenn das Vaterland ihnen den Vater nahm — wer hatte nicht schon den trotzigen Schädel beugen müssen? . . .

Die Nacht verging. Der Dullinger Vinzenz hatte nicht geschlafen, aber eine wilde, hinaustrachtende Frische überfiel ihn am Morgen. Nur fort, ans Gewehr, zum Exerzierplatz, dienen, opfern, leisten! Er stand zwischen den anderen, er machte besser als sie die drei Griffe des »Gewehr über!« Aber plötzlich, plötzlich — was war denn das? Sein Gewehr wackelte ihm vor der Nase — es war, als ob ein böser Bube unsichtbar daran rüttelte. Er konnte es nicht mehr halten. Vor Scham glaubte er in die Erde sinken zu müssen. Der Unteroffizier rief ihn an, der Unteroffizier. „Dullinger! Sakrament, was is denn mit Ihnen heut? San S' taub? Dullinger!"

Er versuchte zu antworten, sein bewährtes, helles „Dschawoll, Herr Untroffßier!" zu schmettern, aber die Kehle war zu. Da schwankte er — die anderen hielten ihn. Der Leutnant kam heran. „Der Mann ist wohl krank?" Er beugte sich über ihn. „Wo fehlt's denn, Dullinger? He? Warum haben Sie sich nicht heut früh zum Arzt gemeldet?" — „Herr Leutnant . . ." — „Ja?" — „Ich hab' gestern an Brief — an Brief hab' ich gekriegt." — „Einen Brief? Was stand denn drin?" — „Mein Sohn is gefall'n, Herr Leutnant!"

Alles schwieg. Die Herbstsonne brannte — die Vögel feierten singend den schönen Tag. — „Sie hatten schon einen Sohn im Feld?" fragte der junge Leutnant nach einem Schweigen. — „Zwei, Herr Leutnant. Der Franz is in Rußland gefangen, und der Leonhard — den hat's jetzt an der Somme erwischt . . ." — „Warum haben Sie denn nichts davon gesagt? Warum sind Sie heut angetreten?" — „Ich mag doch, Herr Leutnant . . ."

Man trug ihn ins Quartier. Der Leutnant besuchte den Alten mittags und sah, daß er nicht ins Lazarett gebracht zu werden brauchte. Vater Rekrut wollte sogar zum Scharfschießen mit. Doch da sagte der Leutnant nein. „Nix da! Jetzt kriegen S' Urlaub. Jetzt fahren S' heim. Ich sorg' schon dafür." Er drückte ihm die Hand und ging. Draußen auf der Straße zogen die Neunzehnjährigen an dem Leutnant vorbei. Sie sangen wieder, sie sangen, aber er hörte es nur halb: „Deutsche Soldaten — haben frohen Mut! Wehe, ach weh' dir, Franzosenblut!"



Der Krieg mit Rumänien: Von den Kämpfen im Gyergyógebirge; Munitions- und Proviantransport auf einer Holzbeförderungskleinbahn.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Richard Aßmann.



Hollósarka im Tölgyespaß.

Die Eroberung der Arsurilorhöhe am Tölgyespaß.

Bis Ende Oktober war es gelungen, die Rumänen in rascher Verfolgung bis an die Grenze Siebenbürgens zurückzuwerfen. Die tapfern Honveds drängten den an Zahl überlegenen Feind mit großem, von Vaterlandsliebe beseeltem Elan aus dem oberen Marostal in den engen Tölgyespaß. Die Russen, nunmehr ihre Bukowinafront in der Flanke bedroht wissend, kamen mit ihren Massen herbei, um den nicht mehr standhaltenden Bundesgenossen Hilfe zu leisten. Sie hatten infolge ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit nach hartem Ringen am 4. November 1916 die Arsurilorhöhe besetzen können und in den folgenden Tagen einige Kilometer Raum gewonnen. Der Tölgyespaß, diese Pforte Siebenbürgens mit der Arsurilorhöhe als Schlüssel, mußte wiedergenommen werden, um das gewonnene Gebiet zu sichern.

Am Fuße im rechten Winkel von dem Kis-Besterce-Bach umsäumt, steigen die mit Tannen dichtbewaldeten Hänge der Arsurilorhöhe jäh hinan. Im obersten Teil von etwa 100 m hohem zerklüfteten Fels getragen, befindet sich eine schmale, von riesigen Fichten beschattete Alm in der Höhe von beinahe 1400 m. Der Saum dieser Felswand und der sich daran gegen Nordwest anschließende Rücken waren von den Russen dichtbesetzt. Es war klar, daß diese von der Natur fast unnahbar errichtete Felsenfestung nur nach einer zerstörenden Artilleriewirkung genommen werden konnte.

In der Nacht vom 10. auf den 11. November wurden die Batterien, vom Feinde unbemerkt, in Stellung gebracht. In aller Frühe schießt die russische Artillerie, und ihre Schrapnelle zerplatzen wirkungslos über den Häusern des Tales, die längst von der Infanterie geräumt sind. Gegen Mittag schießen sich die eigenen Batterien ein. Ruhig, mit einigen Schüssen, sind sie bald am Ziel und stellen



Blick in das Bistricioratal.

Zu den Kämpfen am Tölgyespaß im siebenbürgisch-rumänischen Grenzgebiet. Nach Zeichnungen des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Richard Aßmann.

das Feuer wieder ein. Um die Mittagszeit ist beinahe friedliche Ruhe. Von 1 Uhr nachmittags an wird die Artillerietätigkeit fortgesetzt. Erst langsam — einzeln, dann immer heftiger mit Salven den Berg überschüttend. Die Russen müssen sich sehr unbehaglich fühlen, denn ihre Stellungen sind bald von den einschlagenden und zerplatzenden Geschossen mit Rauch umwickelt.

Die weitragende Kanonenbatterie hat mit den näher am Feinde befindlichen Gebirgskanonen die Aufgabe, mit langsamem Punktschießen mitzuwirken und den nordwestlichen Teil der russischen Stellung, wohin sie allein wirken kann, zu bearbeiten.

Bald aber kommt die Meldung: Die russische Artillerie am Szitárhegy beschießt eine eigene schwere Haubitzstellung und macht sich schon unangenehm fühlbar.

Zum Glück ist der russische Beobachter, den sein blinkendes Fernglas verraten, auf der Höhe 1356 entdeckt und muß seine Stellung räumen. Einige Salven auf die feindliche Batteriestellung bringen diese vollends zum Schweigen.

Inzwischen tobt der von Süd und Südwest kommende Geschoßregen auf die Arsurilorhöhe. Kürzere Unterbrechungen gibt es nur dann, wenn die Rohre gekühlt werden müssen.

Auf Grund der programmgemäß durchgeführten Artillerievorbereitung beabsichtigte der Kommandant der Aktion, den Angriff gegen 3 Uhr nachmittags durchzuführen. Das äußerst schwierige felsige Gebirgsterrain und die eintretende Dunkelheit ließen es aber nicht zu, daß die tagsüber im Kampfe stehende Kräfte den ganzen Felsenkomplex in Besitz nahmen. Man mußte sich mit der Besitznahme einer Vorkuppe (1356) zufrieden geben.



Bei unseren türkischen Bundesgenossen: Entnahme von Stichproben aus einem Stapel von Trockenbrot für die türkischen Soldaten zur Prüfung der Qualität. (Phot. Bild- und Film-Amt.)

An diesem Tage war es anderen wackeren Honvedabteilungen gelungen, den **1299 m** hohen Tibleſul — **5 km** nordwärts vom Arsurilormassiv — zu nehmen. Die weitragende schwere Kanonenbatterie hatte auf verhältnismäßig kurze Entfernung in den feindlichen Tiblesulstellungen einen Volltreffer nach dem andern erzielt, so daß, als die tapfere kleine Schar mit Hörnerklang zum Sturm schritt, die Russen, vom Artilleriefeuer erschüttert, nicht mehr standhalten konnten.

Die Nacht verlief ruhig. Auf dem zwei Meilen weit entfernten Hegyeshegy tobte jedoch der Kampf unausgesetzt weiter. Die bayrischen Bundesbrüder waren bei der Arbeit, den Russen die Hölle heiß zu machen.

Am 11. November wurde ein beträchtlicher Teil der Munition verbraucht, und die Besitznahme der Arsurilorhöhe war noch nicht erreicht. Zur Erlangung des Erfolges wurden alle noch zur Verfügung stehenden Kräfte eingesetzt; es handelte sich um die Sicherung des Erfolges, bevor noch beträchtliche feindliche Verstärkungen eintreffen konnten. —

Am 12. Novemver wurden noch zwei bayrische Feldkanonenbatterien in überraschend kurzer Zeit, Anstrengung und Mühe nicht scheuend, gegen die Arsurilorhöhe in Stellung gebracht.

Auch an diesem Tage begünstigte schönes Wetter die Beobachtung bzw. das Wirken der Artillerie. Die schwere Kanonenbatterie, wieder unterstützt von einigen Gebirgskanonen, bereitete den Angriff zuerst auf den Paltinsarok, den nordwestlichen Ausläufer des Arsurilor, vor.

Unter dem Schutze dieser Feuermauer ging eine bayrische Abteilung über den mit gefälltem Holz besäten Hang vor und erreichte die Kammhöhe. Mit einem Sprung war sie über den schmalen Wiesenstreif. Ein kurzer Handgranatenkampf, und die Russen weichen. Bald darauf sah man diese im Sactal gegen die Grenze fliehen, von Schrapnellwolken verfolgt.

Nun verdoppelten die Batterien das Feuer gegen die felsgekrönte Arsurilorhöhe. Durch den Rauch hindurch erkannte man, wie die Verwundeten des Feindes zurückkrochen. Die Artillerieaufklärer meldeten aus der Sturmkolonne, der Feind schieße ungezielt hoch. Hier und da schwieg bereits ein Maschinengewehr. Nun schien die Stellung schon sturmreif zu sein. Auf Höhe 1356 sammelte sich bereits eine Abteilung, um die Felswand zu erklimmen. Auch von der Höhe 1164 und selbst von der Höhe 1026, d. h. von Süd und Südosten her, hatten sich die tapferen Honveds herangearbeitet. — Drei Uhr nachmittags verstummt das Artilleriefeuer auf kurze Zeit. Ein brausendes „Rajta! Elöre! Hurra!“ ist von allen Richtungen vernehmbar. Die Batterien verlegen das Feuer auf den allseits flüchtenden Feind. Noch ist der dichte Rauch von der Höhe nicht verzogen, und schon sieht man die tapferen feldgrauen Jungen über die russischen Gräben setzen. Kein Stocken mehr, obzwar der Russe noch einen Gegenangriff versucht, die Batterien legen aber zur rechten Zeit eine undurchschreitbare Feuerwand. — Gefangene wurden nicht viele gemacht, die zerschossenen Gräben waren aber gefüllt mit Leichen. Heiß war der Tag gewesen, und wohlverdient waren die Glückwunschdepeschen des höheren Kommandanten. Abbildungen der Arsurilorhöhe, von deren Beschießung und den erstürmten feindlichen Stellungen haben wir in Nummer 3844 auf Seite 297—300 nach Zeichnungen unseres Sonderzeichners Richard Aßmann gebracht.



Vom Besuch des türkischen Kriegsministers und Vizegeneralissimus Enver-Pascha in Wien: Enver-Pascha (×) mit Erzherzog Max (××) vor dem Augartenpalais in Wien. (Phot. Gebr. Schuhmann, Wien.)

Das U-Boot in See.

Von Fregattenkapitän Hugo v. Waldeyer-Hartz.

Um die letzte Jahrhundertwende hat das U-Boot sich angeschickt, aus schüchtern tastenden Versuchen herauszukommen und großjährig zu werden. Ein langer Entwicklungsgang lag hinter ihm, ein Dornenpfad voller Hemmnisse, Schwierigkeiten und Versager. Mancher kühne Erfindertraum hat sein Erwachen unter Nüchternheiten gefunden, und die Opfer an Geld und Menschenleben, die gebracht worden sind, waren nicht gering. Dem Wollen hat bei weitem nicht immer das Können entsprochen, denn die Technik hatte ihre Tore noch nicht voll geöffnet, um der vorwärts strebenden Menschheit Zutritt zum kräftigsten Quell ihrer Weisheit zu gestatten. Als es aber so weit war, als das technische Problem des U-Bootbaues immer klarer erfaßt wurde, da gab es auch kein Halten mehr, und selbst England, das sich aus Besorgnis vor der Gefahr, die augenscheinlich die neue Waffe heraufbeschwor, unter Berufung auf seine Autorität in seemännischen Fragen hartnäckig gegen die Einführung gewehrt hatte, mußte nachgeben.

Im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts sind die maßgebenden Marinen fieberhaft beschäftigt gewesen, im U-Bootbau einander den Rang abzulaufen. In weiser Mäßigung hat sich Deutschland zurückgehalten. Es ist daher von ähnlich schweren Katastrophen verschont geblieben, wie sie vornehmlich die französische und englische Marine betroffen haben. So sehr sich auch der Bau der U-Boote gegen früher vervollkommnet hatte, der mannigfachen Gefahren, die in der Konstruktion selber lagen, wurde man doch nur schrittweise Herr. Noch kurz vor dem Kriege schickte man U-Boote ohne Begleitung von Überwasserfahrzeugen ungern in See. Das widersprach zwar dem Charakter der neuen Waffe, schien aus Sicherheitsgründen aber unerläßlich.

Einem U-Bootkommandanten von heute die Begleitung eines Überwasserfahrzeugs anzubieten, würde als Beleidigung zurückgewiesen wedern, und die Gefahren, die auf den Bahnen der Unterwasserfahrt lauern, liegen nicht mehr in der konstruktiven Eigenart der Boote, sondern nur noch bei den Gegenmaßregeln des Feindes und allenfalls bei Wind und Wetter. Daß die Gefahren nicht gering sind, bedarf kaum der Betonung. Je höher wir sie einschätzen, desto heller erstrahlt der Ruhm unserer U-Bootmannschaften.

Otto Weddigen ist der Erste gewesen, der sich einen Heldennamen gemacht hat. Seine Taten sind für alle Zeiten in den Annalen der Seekriegsgeschichte verzeichnet. Er hat bewiesen, was die neue Waffe in der Hand eines Meisters zu leisten vermag. Ihn deckt nun die nasse Hülle des Seemannsgrabes; er ist denen gefolgt, die er überwunden hat. Er hatte in ehrlichem Kampfe gesiegt, ihn hat Verrat überwältigt. Und nach Weddigen ist mancher Kamerad nicht mehr zurückgekommen, alle treu und tüchtig wie er!

Ein U-Boot, das den heimischen Hafen verläßt, um gegen den Feind zu gehen, muß von der ersten bis zur letzten Sekunde seiner Fahrt hergeben, was nur eben an Leistung und Achtsamkeit in ihm steckt. Ein Augenblick der Erschlaffung kann bereits verderblich werden, und auf einen Erfolg ist nur dann zu hoffen, wenn die Besatzung ihn mit größter Ruhe und Umsicht, aber auch mit leidenschaftlichem Verlangen und ohne Unterlaß erstrebt. Augen, die den Schlaf nicht kennen, Muskeln von stählerner Kraft, Nerven, die sich nicht erschöpfen, und ein Wille, der das eigene Ich gehorchen lehrt, das sind Voraussetzungen für eine tüchtige U-Bootmannschaft. Ohne solche Fähigkeiten können die



Aus der Zeit des deutschen Vormarsches in Rumänien: Die Weihnachtsschlacht bei Rimnicu-Sarat, die am 27. Dezember 1916 mit der Einnahme der Stadt durch deutsche Truppen der Armee des Generals v. Falkenhayn endigte. Nach einer Zeichnung des auf dem rumänischen Kriegsschauplatz weilenden Mitarbeiters der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Albert Reich.

Aufgaben, welche vielleicht zu den schwersten gehören, die menschliches Leistungsvermögen jemals bewältigt hat, nicht gelöst werden.

Für Unterbringung und Verpflegung an Bord ist geschehen, was irgend möglich scheint. Daß die Lebensbedingungen trotzdem ein äußerstes Maß an Einschränkung verlangen, liegt auf der Hand. Das ganze Boot läßt kaum einen Raum, der nicht technisch ausgenutzt wäre. Alles an und in ihm ist technische Kraft und Energie. In die stählerne Hülle des Bootskörpers ist ein wahres Labyrinth von Gestängen, Handrädern, Rohrleitungen, Kabelbündeln, Motoren und Pumpen eingebaut, und wäre der Mensch nicht dafür da, den gesamten Betrieb in Schwung zu halten, sich mit Kopf und Hand als sein Leiter und Lenker zu erweisen, ihm könnten wahrlich Zweifel aufsteigen, wo denn für ihn selbst, für Unterbringung seiner Glieder noch Platz vorhanden sei. Aber der Seemann ist in solcher Beziehung nicht verwöhnt. Auch an Bord der größten Schiffe muß er das „Einschachteln" lernen, und „Raummangel und Raumverschwendung" gehören für ihn zu Begriffen, über die sich streiten läßt. Immerhin, eine ausgemachte Landratte, die ihre erste Seefahrt auf einem U-Boot, möglicherweise noch bei schlechtem Wetter, erledigen sollte, würde der Unterbringung wegen aller Voraussicht nach stark verwandtschaftliche Gefühle zu einer Ölsardine empfinden.

Schlecht Wetter! Das ist es, worüber der Laie am meisten spricht, wenn er auf die Seefahrt zu reden kommt. Unsere U-Boote sind jedem Wetter gewachsen, sie haben es bewiesen bei ihren Unternehmungen um Europas Küsten herum, bei der Weltfahrt über den Atlantischen Ozean und gelegentlich der Vorstöße in den Gürtel tropischer Gewässer. Sie haben sich umschmeicheln lassen vom Passat, haben schwersten Nordwest ertragen, der auf freier Windbahn über das Weltmeer kommt, haben knatternden Böen mit Hagel und Blitzschlag getrotzt und ihren grauen Leib von der Frostlast des Winters bedecken lassen. Es sind zum Teil bitterschwere Tage gewesen, bei denen der Verstand nicht selten daran zweifelte, ob das Menschenwerk gegen die Gewalten der Natur sich durchsetzen könne. Aber noch immer ist es geglückt, sich sieghaft zu behaupten. Die stählernen Boote wurden von stählernem Willen gelenkt, und was praktische Seemannschaft heißt, hat selten größere Triumphe gefeiert.

So hart die Unbilden der Witterung bisweilen sind, ernster und drohender sind die Gefahren, die feindliche Gegenwirkung — man muß sagen, stündlich — heraufbeschwört. Das System der U-Bootabwehr ist keineswegs abgeschlossen, eine wirksame Lösung hat sich bis jetzt noch nicht finden lassen. Das lehren uns die Erfolge unserer U-Boote, die den Gefahren auszuweichen oder auch zu trotzen wissen, dann aber auch die krampfhaften Versuche unserer Feinde, ein brauchbares Abwehrmittel zu entdecken. Man hat Preisausschreibungen veranstaltet, setzt alle technisch begabten Köpfe in Tätigkeit, aber noch ist es nicht geglückt, der „U-Bootpest" praktisch Herr zu werden. Das hindert nicht, daß Wirksamkeit und Ausdehnung der Abwehrmaßnahmen ständig zunehmen.

In erster Linie sind es die Minensperren, die den U-Booten ihre freie Beweglichkeit rauben sollen. Die Nordsee hat besonders unter solchen Sperren gelitten. Es wird nach dem Kriege gewaltiger Räumarbeiten bedürfen, um freie Bahn für die Schiffahrt zu schaffen.

Außer mit Minen haben unsere Gegner noch mit Netzen Schiffahrtshindernisse errichtet. Netze sind vor allem an solchen Stellen ausgelegt worden, wo engere Durchfahrten das Ausbringen einer Netzsperre begünstigten. Zum Teil werden die Netze aber auch von Fischdampfern über See geschleppt, um untergetauchte Boote in ihren Maschen zu fangen.

Als wirksamste Vernichtungswaffe gegen U-Boote wird allem Anschein nach aber die Artillerie angesehen. An das Märchen, daß die Handelsschiffe zur Selbstverteidigung mit Geschützen bestückt werden, glaubt heutigestags wohl niemand mehr. Sein frommer Inhalt reimt sich gar zu schlecht mit der Tatsache zusammen, daß seitens unserer Gegner gewaltige Summen für jedermann, auch für neutrale Seeleute (!), ausgesetzt sind für den Fall, daß es gelingt, ein deutsches U-Boot zu vernichten. In der Bewaffnung der Handelsschiffe, die damit unleugbar Kriegsschiffcharakter angenommen haben, hat zur Zeit des U-Kreuzerkrieges, der Anhalten und Durchsuchen von Kauffahrteischiffen vorschrieb, die größte Gefahr für unsere tapferen U-Boote bestanden. Jedes Anhalten geschah auf das Risiko hin, daß ein heimtückischer Überfall von seiten des sich scheinbar ergebenden Dampfers erfolgte. Der uneingeschränkte U-Bootkrieg hat diese Gefahr gemindert. Nach wie vor bedeutet aber die Bewaffnung der Handelsschiffe einen ernst zu nehmenden Faktor im U-Bootkrieg. Er fällt dort besonders ins Gewicht, wo er in Verbindung mit sogenannten U-Bootfallen auftritt, deren Wesen darin besteht, durch harmloses Äußeres zu täuschen, um U-Boote in eine Gefahrzone zu locken. Daß bei den U-Bootfallen der Flaggenmißbrauch zu wiederholten Malen eine traurige Rolle gespielt hat, ist bekannt.

Unsere kühnen Unterwasserkameraden werden immer wieder vor harte Arbeit gestellt, bei der die knöchernen Würfel des Todes rollen. Unbeirrt tun sie ihre Pflicht. Sie leisten, was befohlen ist, und führen Krieg mit aller Schärfe, wie es der Ernst der Stunde erfordert. Aber eines vergessen sie darum nicht: deutsche Zucht und Sitte, vor allem dem besiegten Feinde gegenüber!



Felix Graf v. Luckner,

der Kommandant des gegenwärtig im Atlantischen Ozean tätigen deutschen Hilfskreuzers „Seeadler". (Hofphot. Ferd. Urbahns, Kiel.)

Scharfschießen eines großen deutschen Panzerkreuzers. (Phot. A. Renard, Kiel.)

Unsere Marine im Weltkrieg.



Unsere Marine im Weltkrieg: Deutsches U-Boot, nach erfolgreicher Tätigkeit zu seinem Stützpunkt zurückkehrend. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Professor Willy Stöwer.

DER BRIEF. / VON HANS OSTWALD.

Was ist das Schönste, was wir unsern Lieben schicken können, die in der Ferne weilen? — Der Brief. Ein Brief, in dem wir uns so recht von Herzen mitteilen, ein Brief, der alle Entfernung, alle Weite überbrückt. Ein Brief, der aus der Ferne Nähe schafft und aus dem Getrenntsein Zusammenleben und Zusammenempfinden. Ein richtiger, herzlicher Brief kann unendlich mehr bedeuten als ein kostbares Geschenk, als eine Kiste voll der schönsten und kostspieligsten Dinge. Wie arm kann ein reiches Geschenk sein! Und wie reich, wie wertvoll ist ein Brief, der uns zum Herzen spricht, und in dem innigste Zwiesprach gehalten wird von Menschen zu Menschen.

Oh, was kann solch ein dürftig Stück Papier einem Menschen alles sein? Wie erquickt es den Einsamen! Ist es nicht so, als würde ihm eine Freundeshand gereicht, und sicher und als stünde in den einsamsten, trübseligsten und gefahrvollsten Stunden ein guter Helfer und Tröster neben ihm?

Alle Briefe erreichen dies Ziel ja nicht. Es ist ein sonderbares Geheimnis um den Brief. Wenn er so recht wirken soll, muß er aus einem vollen und frischen Herzen kommen. Der Schreiber darf nicht daran denken, daß das Schreiben von Hand zu Hand wandern soll. Der Schreiber darf nicht Eindruck machen wollen oder seine Persönlichkeit hinter der hergebrachten Form verschwinden lassen. Naturwüchsig muß er seine ganze Empfindung frank und frei dem Papier anvertrauen. Der Schreiber muß es machen wie Bismarck, der einmal an seine Schwester schrieb: „Wenn man in einem wohlbehaltenen und für beide Teile behaglichen Briefwechsel bleiben will, so darf man sich nicht auf den Fuß setzen, jedesmal eine Art von geistigem Sonntagsrock zum Briefschreiben anzuziehen. Ich meine, daß man sich nicht geniert, einander gewöhnliche, unbedeutende Sachen, alltägliche Briefe zu schreiben.“ Der große Mann dachte gewiß nicht daran, nur Alltagskram, Kleinkram einander mitzuteilen. Sondern er dachte wohl wie „Frau Rat“, unseres großen Dichters große Mutter. Sie ließ im höchsten Alter ihre Feder so prächtig laufen wie in der Jugend und rief mit jubelndem Stolz in ihren Briefen aus: „Frau Aja! Frau Aja! Wenn Du einmal in Zug kommst, sei's Schwatzen oder Schreiben, so geht's wie ein aufgezogener Bratenwender!“

Diesem ungehemmten Triebe zum Mitteilen, den viele unserer großen Menschen, Dichter und Politiker, Künstler und Heerführer hatten, verdanken wir viele prächtige Briefe, reich an Kleinem und Großzügigem zugleich. Um wieviel ärmer wären wir an Zeugen aus großen Tagen, an Geistesgut von großen Menschen, wenn wir jene Briefe nicht besäßen, in denen sie frisch und unmittelbar sich mitteilen. Wieviel Schönes und Großes verdanken wir dem Brief! Unsere Literaturgeschichte bringt uns ja auch die herrlichsten Briefe in Hülle und Fülle. Sie sind alle aus dem frischen Leben herausgeschrieben. Zur Zeit, als noch die lateinische und die französische Sprache unsere Sprache belasteten, war es, als wenn der deutsche Brief aus Totenkammern hervorgeholt worden sei. Als sich der Deutsche aber wieder auf seine Eigenart, auf seine Sprache besonnen, wurde es auch besser um den deutschen Brief.

Wir erleben jetzt wieder eine Wiedergeburt des Briefes. Der Krieg hat so viele Menschen voneinandergerissen, die zusammenlebten. Und er hat auch manche zusammengeführt, die sonst nie einander kennen gelernt hätten. Dies gewaltsame Getrenntsein und dies irgendwie — durch eine Liebesgabe oder durch ein flüchtiges Begegnen — Zusammenkommen rief manche unmittelbare und ursprüngliche briefliche Äußerung hervor. Manch Talent, zum Briefschreiben geschaffen, konnte sich nun entfalten und ausleben. Der Genuß am Briefschreiben und Brieflesen fand nun wieder Zeit. Die Offiziere und Soldaten hatten draußen manche Stunde, die sie in schriftlicher Zwiesprache mit irgendeinem Menschen daheim ausfüllten. Und sie erfreuten sich auch wohl des Genusses, den ihnen ein Brief brachte, und fühlten im Geben und Empfangen des Briefwechsels jene Freude, die im modernen Leben fast ganz verlorengegangen war.

Das Telephon und die Postkarte — sie hatten das Bedürfnis zum Mitteilen fast ganz ausgefüllt. Niemand hatte angeblich Zeit gehabt zum Briefschreiben. Nun nehmen sie sich die Zeit, obwohl sie alle in Wahrheit viel beschäftigter sind als vorher. Aber das Bedürfnis zum Mitteilen, zum Austausch verwandter Seelen ist wiedererwacht. Man hat wieder den Willen zum Briefschreiben. Auch zum Briefschreiben muß man Willen haben.



Die Weinende. Nach einem Gemälde von Pietro Conte de Rotari.



Der Brief. Nach einem Gemälde von Jan Vermeer.

Ein gutes Beispiel dafür bietet der Briefwechsel zwischen Goethe und Wilhelm von Humboldt. Die Absicht eines regelmäßigen Verkehrs zwischen beiden war vorhanden. Anfang 1803 nahm Goethe sich vor, jeden Monat zu schreiben, und er forderte Freund Wilhelm auf, das gleiche zu tun. Und doch vergehen fast unmittelbar darauf mehrere Monate, ohne daß einer der Schreibenden etwas von sich hören ließ. Nicht einmal der Tod Schillers brachte eine größere Lebendigkeit hervor. Im Jahre 1806 kommen die Briefe häufiger, dann erst wieder 1809. Darauf tritt eine neue Pause ein, die 1812 durch manche Schriftstücke unterbrochen wird. Zahlreiche Nummern gehören dem Jahre 1815/16 an, dann aber folgt wieder eine äußerst starke Erschlaffung, so daß vier Jahre lang kein Brief vorhanden ist. Die größere Lebhaftigkeit der Jahre 1823—1826 wird abgelöst durch eine fast dreijährige Pause, bis dann die beiden alten Herren in den letzten Lebensjahren wieder ziemlich häufig voneinander hören ließen.

Diese Unterbrechungen sind nun keineswegs aus zeitweiliger Verstimmung und noch viel weniger aus Mangel an Intimität zu erklären. Vielmehr haben beide oft genug gegeneinander und gegen andere ihre innige Zuneigung, ja, ihre wahrhafte Liebe und Verehrung erklärt. Sie sind vielmehr erzwungen durch die vielseitige Tätigkeit beider Männer und durch ihre sonstige ausgebreitete Korrespondenz. Wilhelm von Humboldt war nicht nur Staatsmann, Gesandter und einige Jahre Minister, sondern auch ein tiefgründiger Gelehrter, der sich den emsigsten, zeitraubendsten Studien hingab, der ferner mit seiner Frau, von der er häufig, mit seinem Bruder, von dem er fast immer getrennt



Ein Trompeter überbringt einer Dame einen Brief. Nach einem Gemälde von Gerard Ter Borch.



Der Brief. Nach einem Gemälde von Gerard Ter Borch.

war, einen sehr ausführlichen Briefwechsel pflog. Auch sonst hatte er einen ausführlichen Briefwechsel — [redacted] denke an seine Briefe an eine Freundin — und oft mehr briefliche Obliegenheiten, als es sich mit einer den Tag ausfüllenden Tätigkeit vereinen ließ.

Eifersüchteleien, kleinliche Verstimmungen oder gar Zänkereien gab [redacted] in diesem freundschaftlichen Briefwechsel nicht. Gesellschaftsklatsch, öde Redereien und persönliche Nichtigkeiten waren den beiden Freunden fremd. Beide, Goethe und Humboldt, sind in ihren Briefen vom Schimmer der Verklärung umwoben. Es sind Äußerungen von Menschen, die während ihres Lebens ununterbrochen schufen, nach den höchsten Idealen rangen, die eigene Vollkommenheit erstrebten und, des eigenen Wertes sich bewußt, auch in anderen das Erhabene zu verehren suchten.

Von Goethe haben wir ja mancherlei Briefe. Ganz voll Menschlichkeit ist jener Briefwechsel zwischen ihm und seiner Christiane. Wenn auch seine Frau ganz fern ist von jeder Geistreichelei wie oft auch von jedem Geistvollen, so offenbart sich in ihren Briefen doch so viel menschliche Empfindung, [redacted] viel ehrliches und wahrhaftiges Gefühl, daß [redacted] wohl zu verstehen ist, daß der große Dichter im Erlebnis mit seiner Frau jenes wundersame Lied singen konnte: „Ich ging im Walde [redacted] für mich hin ...“ Zumal er ja auch nicht ohne Menschlichkeiten war, die er rückhaltlos seiner Frau mitteilte, seiner Frau, die [redacted] ganz als liebendes Weib ihm gegenübertrat.



Der Liebesbrief. Nach einem Gemälde von Gabriel Metsu.

Lange bevor wir in unserer Literatur die großen Briefschreiber aufweisen können, hat die Kunst sich der Werte bemächtigt, die der Brief, seine Absender und seine Empfänger bieten. Es sind besonders die Holländer, die sich gern ihre Motive aus dem bürgerlichen Alltagsleben holten. Ihnen gleich betätigten sich ihre künstlerischen Zeitgenossen in gleicher Richtung, [redacted] sie doch ganz dem Einflusse der Holländer unterworfen. Die weinende Empfängerin eines Briefes war in ihrer Darstellung von vornherein des Interesses ihrer Beschauer sicher. Was ließ sich nicht alles bei diesem Bilde denken! Warum weinte sie? War ihr der Liebste im Kriege gefallen — [redacted] er ihr untreu — war es ein Absagebrief? Welches bedauerliche Unglück kündigte ihr der Brief an? Das und noch manches andere ließ sich bei diesem Bilde denken. Und auch bei dem Bild von Ter Borch, auf dem er den Trompeter schildert, der einer Dame einen Brief bringt, ließ sich wohl allerlei denken. Der Trompeter kam sicher von einem jungen Offizier — von einem schönen Offizier. Und in dem Brief stand gewiß recht Gewichtiges, [redacted] der Offizier der schönen Dame mitzuteilen hatte. — Überhaupt war der Liebesbrief die eigentliche Grundlage aller dieser Bilder

von Jan Vermeer, Metsu, Ter Borch, Gerard Pietersz van Zijl und ihrer französischen Kunstgesellen, der Liotard und Hilaire. Meist stellten sie dar, wie die Äußerungen der Liebe in stiller Einsamkeit genossen und gewürdigt wurden. Liotard zeigte auch, wie verklärend ein Brief auf den Empfänger wirken kann. Seine „Schöne Leserin" scheint weit hinausgehoben aus ihrer Umgebung. Hilaire aber gab seinem Bilde das Motiv der mitteilsamen Empfängerin, die vielleicht stolz den Inhalt des Briefes ihrer Vertrauten mitteilt — vielleicht aber auch Rat haben will, weil sie bedrängt wird und nicht allein entscheiden kann.

Die Maler zeigen uns Frauen, die als Briefempfängerinnen verschiedene Seiten des weiblichen Wesens darstellen: die schmerzlich Weinende, die Verklärte, die Unschlüssige und die Mitteilsame. Wir wissen aber aus der Literatur, daß auch Frauen wertvolle und schöne Briefe schreiben konnten. Die Frauen, die durch ihre reiche Kultur und ihre verfeinerten Sitten bedeutsamen Einfluß auf ihre Umgebung ausüben, wirken auch durch ihre Briefe. Frau von Stein, Charlotte von Schiller, Bettina von Arnim und Karoline von Humboldt wären aus der großen Zeit unserer Literatur zu nennen.

Größe im Unglück zeigte besonders eine italienische Fürstin, Isabella von Este, als Cesare Borgia die Este vertrieben hatte. Im heiteren und sorglosen Ton, voll Takt berührt sie in ihren Briefen an ihre unglückliche Schwägerin Elisabetta die schmerzlichen und peinlichen Dinge nicht mit einem Wort. Vielmehr freut sie sich über die gute Aufnahme, die ihre Schwägerin in Venedig fand, plaudert von ihren Kindern und bedauert ihre eigene traurige Lage, weil sie ihrer Schwägerin beraubt ist. So weiß sie im Unglück einer anderen Unglücklichen etwas recht Liebevolles und Wohltuendes zu sagen. — Und das ist schließlich der Zweck jedes guten Briefwechsels zwischen Freunden und Liebenden: einander wohlzutun, Liebevolles zu melden, Inbrunst und Sehnsucht zu verschenken. Die Entfernung hat der Liebe die Sehnsucht hinzugefügt. Der Brief aber sagt aus von dieser Sehnsucht, er leiht ihr die Worte. Und wieviel kann in der charakterisierenden Handschrift liegen! Die ganze Stimmung, die dem Brief entströmt, die Stimmung, die den Absender vor die Augen des Empfängers locken kann.

In den Geschäftsbriefen, die wir heute empfangen, ist dies allerdings nicht möglich. Mögen sie mit der mechanisierenden Schreibmaschine heruntergeklappert sein — sie bedeuten ja nicht allzuviel für unser Seelenleben. Aber jene Briefe, die von Herzen zu Herzen gehen sollen, wollen mit der sinnvollen Hand geschrieben sein. Diese äußerliche Trennung zwischen Geschäftsbrief und dem, was wir sonst in der Stille des Zimmers für die Entfernten schreiben, ist eine Errungenschaft unserer Zeit. Die alten Sumerer und Hettiter schrieben ihre Geschäftsbriefe wie ihre Freundschaftsbriefe auf halbweichen Ton mit der Hand. Alles, was später kam an Briefmaterial, Leder, Pergament, Wachstäfelchen, Papiere aller Art, sie alle wiesen durchweg die Handschrift auf. Die reinliche Scheidung zwischen Geschäft und Persönlichem ist wirklich ein angenehmer Fortschritt. Das Persönliche kann man sich in der mechanisierenden Maschinenschrift nicht gut denken. Handschriftliche Briefe erfordern eine gewisse Einkehr in sich selbst. Und diese Einkehr ist es, die erst so recht unsere innere Kultur, unsere Herzensbildung zu Worte kommen läßt, die erst den richtigen, echten Brief ausmacht.



Höre, was er schreibt! Nach einem Gemälde von J. B. Hilaire.



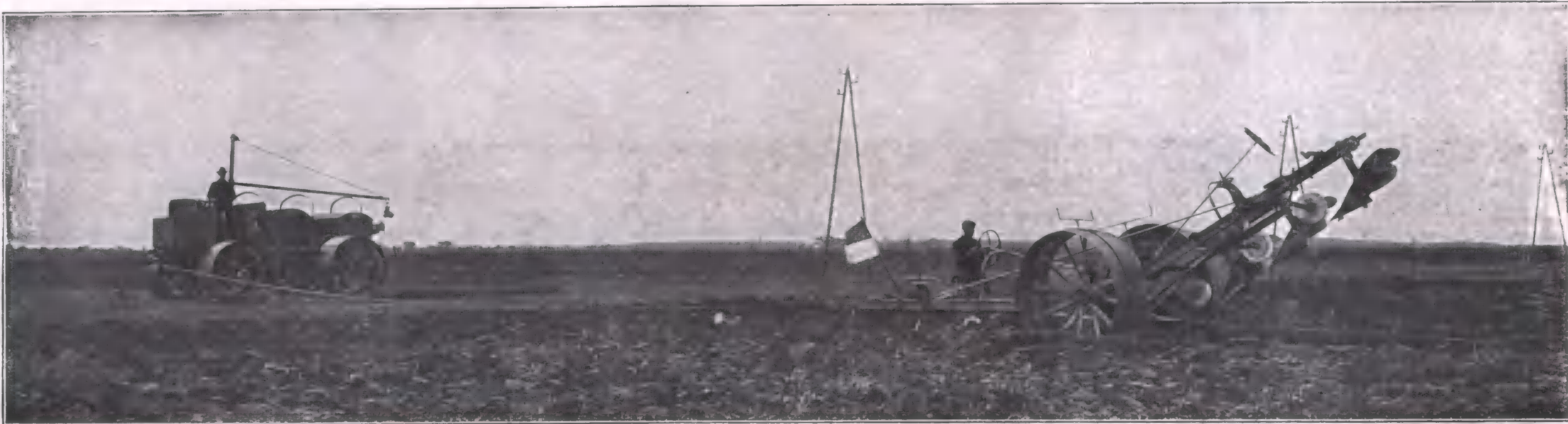
Die schöne Leserin. Nach einem Gemälde von Jean-Etienne Liotard.



Der Brief. Nach einem Gemälde von Gerard Pietersz van Zijl.



An der Stadtmauer. Nach einer Radierung von Oskar Graf.



Die Moore als Elektrizitätsquellen. / Von Dr. Albert Neuburger.

Die Schätze der Moore gleichen denen des Meeres. Seit Jahrhunderten weiß man um ihr Dasein, ja man hat sogar ihren wirtschaftlichen Wert auf das Genaueste berechnet. Bis in die neueste Zeit ist es aber nicht gelungen, sie zu heben. An Versuchen dazu hat es freilich nicht gefehlt, aber Moor und Torf erwiesen sich als gar widerspenstige Stoffe. Was man auch mit ihnen anfing, überall zeigte sich bald eine Grenze, über die hinaus ihre Nutzbarmachung nicht mehr möglich war. Wollte man sie als Brennmaterial verwenden, so mußte man sie trocknen. Aber auch der lufttrockene Torf enthielt immer noch so viel Feuchtigkeit, daß er nur in nächster Nähe seines Gewinnungsortes verbrannt werden konnte. Wollte man ihn auf weitere Strecken versenden, so wurden wegen der in ihm enthaltenen Feuchtigkeit die Transportkosten im Verhältnis zu seinem Brennwert zu groß. Am Gewinnungsort, in den Mooren, brauchte man aber nur wenig Brennmaterial, gab es hier doch keine größeren Ansiedlungen und vor allem keine Industrie. Ähnlich ging es mit allem, was man auch anfing. Weder die Torfstreu noch poröse Ziegel noch Torfpappe usw. wurden jemals in solchen Mengen gebraucht, daß man auch nur im entferntesten daran hätte denken können, die Moore durch derartige Industrien abzubauen, bedecken sie doch in Deutschland allein einen Flächenraum von nicht weniger als 2837000 Hektar, was 5,2 v. H. der Gesamtoberfläche unseres Vaterlandes entspricht. Der Moorboden Preußens steht mit 2,25 Millionen Hektar oder 6,4 v. H. des Staatsgebietes in bezug auf Umfang der Provinz Westfalen gleich, in Oldenburg aber machen die Moore über 8,6 v. H. des Landes aus.



Elektrisch betriebene Scheibenegge für Moorkultur. Oben: Kippflug mit Windewagen.

Erst in neuerer Zeit ist es gelungen, in bezug auf ihre Verwertung Wandel zu schaffen. Zwei Wege sind es, die zum Ziel führen: zunächst einmal die Umwandlung der bis jetzt öden Moorländereien in fruchtbares Ackerland und dann die Erzeugung von Elektrizität mitten im Moore. Der letztere Weg erscheint als der bessere und aussichtsreichere, läßt er sich doch mit dem ersteren vereinigen, und gibt es doch für das erzeugte Produkt keinerlei räumliche Grenzen. Der elektrische Strom läßt sich durch dünne Drähte auf weite Strecken fortleiten und in beträchtlicher Entfernung vom Orte seiner Erzeugung verwerten.



Elektrisch betriebener Torfbagger mit Transportrinne.

Die Ländereien aber, aus denen man den zu seiner Gewinnung nötigen Torf absticht, können gleichzeitig in Kulturland umgewandelt werden, auf dem Roggen, Hafer und Kartoffeln gedeihen, oder das in Form von Wiesen der Viehzucht zugute kommt. Der Versuch, das öde Moor als Elektrizitätsquelle auszunutzen, ist in großartigstem Maßstab zuerst auf deutschem Boden, und zwar im Auricher Wiesmoor gemacht worden. Er geht auf die Berechnungen des Begründers unserer Kaliindustrie, des vor kurzem verstorbenen Geheimrats Professor Dr. Adolf Frank zurück, der zuerst darauf hinwies, daß sich aus einer Quadratmeile Moor volle fünfundsechzig Jahre lang nicht weniger als 10000 Pferdestärken in Form elektrischer Energie gewinnen lassen, und daß man aus den Emsmooren allein angesichts ihrer Ausdehnung von 50 bis 60 Quadratmeilen nicht weniger als 500000 Pferdekräfte erzielen könne. Die Verhältnisse stellen sich, wie hier gleich vorausgeschickt sei, tatsächlich noch viel günstiger, hatte man doch bei Errichtung des Elektrizitätswerkes im Auricher Wiesmoor damit gerechnet, daß man zur Erzeugung einer Kilowattstunde vier Kilogramm Torf mit einem Feuchtigkeitsgehalt von 25 bis 30 v. H. gebrauchen würde. Tatsächlich genügen aber 2,5 bis 3 Kilogramm. Um nun aus dem Moore elektrischen Strom zu gewinnen, ging man in der Weise vor, daß man zunächst inmitten des Ödlandes ein großes Elektrizitätswerk, eine Überlandzentrale, baute, deren Aufgabe es war, die benachbarten Städte Aurich, Wittmund, Leer, Emden usw. mit elektrischem Strom zu versorgen. Das Werk wurde durch die auf hohen Masten geführten Drähte mit diesen Städten verbunden, in denen der zugeführte Strom sowohl zur Beleuchtung als auch vor allem zu industriellen Zwecken ausgenutzt wird. Er hat hier in bezug auf die Schaffung von Industrien geradezu belebend gewirkt, sind doch vom ersten Tage an mehr elektrische Pferdestärken verbraucht worden als angemeldet waren. Die Zentrale aber konnte allen Anforderungen gerecht werden. Der Abbau des Moores zur Gewinnung von Brennmaterial für das Elektrizitätswerk und zur Urbarmachung des Ödlandes geschieht nun in großzügigster Weise mit zum Teil nach ganz neuen Grundsätzen gebauten und meist elektrisch betriebenen Maschinen. Er wird in der Weise vorgenommen, daß dabei Kanäle von durchschnittlich 45 Meter Breite und einer Gesamtlänge von etwa 60 Kilometern entstehen, die dazu dienen sollen, den später gewonnenen landwirtschaftlichen Produkten als bequemer Transportweg nach dem Ems-Jade-Kanal und den an der See gelegenen Häfen zu dienen. Große, mit elektrischer Kraft angetriebene Pflüge graben die tiefen Rinnen, aus deren späterer Erweiterung diese Kanäle hervorgehen. Seitwärts davon wird die oberste, für Brennzwecke nicht brauchbare Moorschicht mit Hilfe besonderer Elevatoren weggenommen. Ein Torfschneider, der von zwei elektrisch angetriebenen Winden hin- und hergezogen und von einem Arbeiter gelenkt wird, zerschneidet die Torfschicht in einzelne Stücke, die dann zusammen mit den bei der Herstellung der Kanäle gewonnenen Torfmassen und den geringwertigen obersten Moorschichten nach der sogenannten „Sodenpresse“ gebracht werden. Auch die Förderung zur Presse geschieht auf elektrischem Wege. In dieser Sodenpresse werden alle herangebrachten Bestandteile gut durchmischt und dann zu einem langen Strang zusammengepreßt, wobei durch den ausgeübten Druck bereits ein großer Teil des Wassers entfernt wird. Der Strang wird in einzelne Stücke zerschnitten,





Von der Überlandzentrale im Auricher Wiesmoor: Zur Fortleitung des im Moor erzeugten hochgespannten elektrischen Stroms dienende Türme an der Ems.



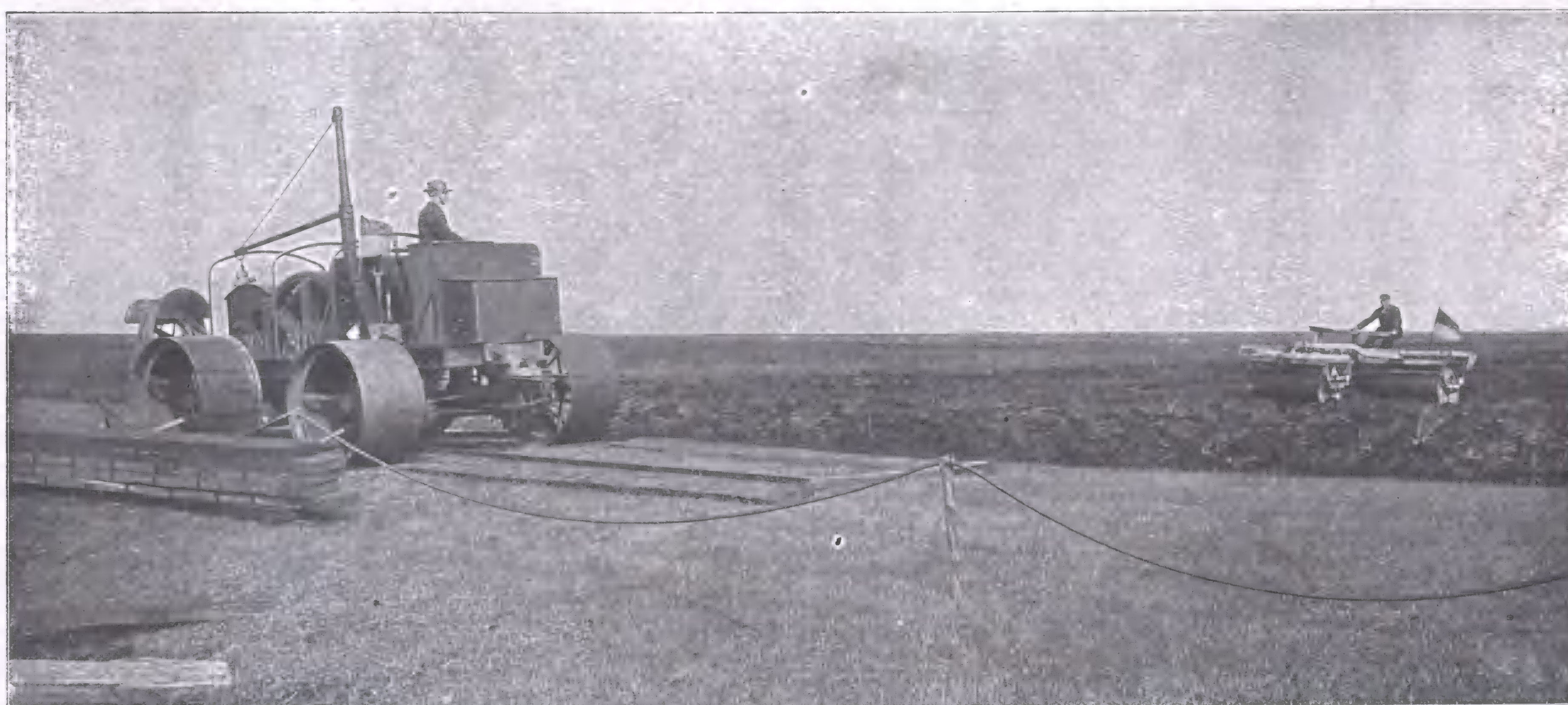
Elektrisch betriebener Torfstreifenschneider.



Elektrisch betriebene Sodenpresse, Mischer und Elevator.



Fahrbarer Torfelevator beim Abgraben der obersten Schichten eines Moores.



Windewagen des elektrischen Pfluges für Moorkultur.

Die Moore als Elektrizitätsquellen.



Am Mühlteich. Nach einem Gemälde von Ad. Lins.

die man an der Luft trocknet. Je tiefer man kommt, desto größer wird der Brennwert der Torfschichten. Zuletzt kann man sie, nachdem sie mit dem Torfschneider herausgeschnitten sind, trocknen, ohne sie zuerst in der Sodenpresse zu verarbeiten. Sind alle brennbaren Bestandteile des Moores gewonnen, so treten große, gleichfalls elektrisch betriebene Bagger in Tätigkeit, die zahlreiche kleinere Kanäle herstellen, welche zur Entwässerung des Bodens dienen. Ist eine genügende Trockenheit des Bodens erreicht, so kann der Anbau beginnen.

Zur Erzeugung des elektrischen Stromes liefert jede der oben erwähnten Sodenpressen täglich 4000 Stück Torfsode, der entweder ohne weiteres unter den Kesseln der Elektrizitätswerke verfeuert oder zur Gewinnung eines Gases verwendet werden kann. Der Dampf wird der Dampfturbine, das Gas dem Motor zugeleitet, die dann wieder die Dynamomaschine antreiben, aus der der elektrische Strom hervorgeht. Dieser aber wird berufen sein, seit ewigen Zeiten öde und brach daliegende, jeglichen Nutzens bare Gegenden zu vielseitigem Leben und emsiger Tätigkeit zu erwecken!

Emil v. Behring.

Von Dr. Julian Marcuse.

Am 31. März 1917 hat Emil v. Behring im Alter von dreiundsechzig Jahren nach einer langen Krankheitsdauer sein Leben beschlossen; mit ihm ist einer der größten und erfolgreichsten Forscher der Gegenwart ins Grab gesunken. Mit seiner Tätigkeit an der Kaiser-Wilhelm-Akademie, die 1888 anhub, begann sein wissenschaftlicher Aufstieg, der vor allem geknüpft ist an die für die gesamte Entwicklung der Heilkunde so ungeheuer bedeutsame Entdeckung und Einführung der Blutserumbehandlung. Im Serum von Versuchskeimen, die systematisch mit den Giften des Diphtherie- sowie des Tetanusbazillus behandelt wurden, gelang es ihm, Schutzkörper, sogenannte Antitoxine, nachzuweisen, die die Fähigkeit besaßen, die tödliche Infektion abzuwehren und deren Träger, die eingedrungenen Bazillen, unschädlich zu machen. Wenn man den verderbenbringenden Lauf der zwei gefahrvollsten und zugleich heimtückischsten Infektionskrankheiten des Menschen kennt, der Diphtherie und des Wundstarrkrampfes, die durch die Behringschen Forschungen ihres giftigen Odems beraubt sind, dann lernt man in diesen beiden wissenschaftlichen Taten die Bedeutung des verstorbenen Forschers für die Menschheit kennen. Von der Tatsache ausgehend, daß die eingedrungenen Bakterien an dem Orte der Infektion Gifte erzeugen, die nun durch den Blutkreislauf lebenswichtigen Organen zugeführt werden und dort ihre unheilvolle Tätigkeit beginnen, suchte er in unendlich mühsamen Laboratoriumversuchen Gegengifte zu finden, und es gelang ihm dies mittels systematischer Impfung des Giftstoffes selbst, die allmählich und in solchen Dosen erfolgt, daß eine Vergiftung verhütet wird. Im Blutserum dieser immun gemachten Tiere sammeln sich die Antitoxine, und aus ihnen wird das Heilserum hergestellt, das nun beim Eintritt der Infektion mit Diphtherie oder Wundstarrkrampf die wirksamste und lebenserhaltende Abwehrmaßnahme bildet. Im Jahre 1892 erschien von der Wirkungsstätte Kochs aus, der ihn zu seinem Mitarbeiter am Institut für Infektionskrankheiten gewonnen hatte, das große Werk, das Behrings Namen unter die führenden Forscher der Neuzeit einreihte, die zweibändige Arbeit „Blutserumtherapie“, die den Ausgangspunkt für alle nun folgenden, die Heilkunde von Grund aus umwälzenden und befruchtenden Untersuchungen bildete. Denn auch die Chemotherapie, deren Wege später Paul Ehrlich wies, die Bekämpfung der Infektionskrankheiten durch chemische Mittel, konnte erst auf der Grundlage der Lehre von den Antitoxinen ihre Begründung und Nutzanwendung finden. Die Überwindung der Diphtherie als Geißel des Kindesalters, der Schutz gegen den Wundstarrkrampf, der seine höchsten Triumphe im gegenwärtigen Kriege in der Abwehr der Folgen von Granatverletzungen feiert, diese beiden wissenschaftlichen Entdeckungen bedeuten den Ausgangspunkt einer neuen Ära der Forschung wie des ärztlichen Könnens. Noch viele andere Probleme beschäftigten den unermüdlich schaffenden Gelehrten: vor allem die Bekämpfung und Heilung der Tuberkulose; hier schuf er, der die gleichen Bahnen wie Robert Koch wandelte, ein neues Immunisierungsverfahren. Aus dem Institut für experimentelle Therapie, das von ihm in Marburg, wo er seit 1895 als akademischer Lehrer wirkte, begründet wurde, gingen die scharfsinnigsten theoretischen Betrachtungen und klinischen Forschungen hervor; es wurde zur Sammelstätte aller diesbezüglichen Arbeiten. Behring und Röntgen waren die ersten deutschen Nobelpreisträger im Jahre 1901, schon ein Jahrzehnt vorher hatte ihm die Académie de médecine in Paris für seine „Blutserumtherapie“ einen Ehrenpreis verliehen.



Wirklicher Geheimer Rat Professor Dr. Emil v. Behring,
der berühmte Serum-Therapeutiker, † in Marburg am 31. März im Alter von dreiundsechzig Jahren.

An der Bahre des großen Sohnes Deutschlands stehen Wissenschaft und Menschheit, beiden gab er Unvergängliches.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Das Vorlesungsverzeichnis der Handelshochschule zu Leipzig für das Sommerhalbjahr 1917 ist erschienen. Es enthält wieder eine große Reihe von allgemein wissenschaftlichen und kaufmännisch technischen Vorlesungen und Übungen für Kaufleute und Handelslehramtskandidaten. Die Vorlesungen und Übungen werden wie bisher teils in der Universität, teils im Gebäude der Handelshochschule (Ritterstraße 8/10) abgehalten. Von den Universitätsvorlesungen kommen hauptsächlich in Betracht: Staatswissenschaften, Rechtswissenschaft, Erdkunde und Geschichte, ferner Technologie mit Exkursionen und für Lehramtskandidaten verschiedene Vorlesungen über Philosophie und Pädagogik. In der Handelshochschule selbst werden Vorlesungen und Übungen über Allgemeine und Spezielle Handelsbetriebslehre, Kaufmännische Arithmetik, Buchführung, deutsche und fremdsprachliche Korrespondenz, Rechtswissenschaft für Kaufleute (Recht der G. m. b. H., Gewerblicher Rechtsschutz), Mechanische Technologie usw. sowie verschiedene Sprachkurse und Kurse in Stenographie abgehalten.

Ärztliche Beamte für den Staatsdienst in Polen. Um eine genügende Zahl von ärztlichen Beamten für den Staatsdienst in Polen vorzubereiten, hat der provisorische Staatsrat im Einvernehmen mit der deutschen Zivilverwaltung beschlossen, an der Warschauer Universität theoretische und praktische Kurse für öffentliche Gesundheitspflege, Gesundheitspolizei und Gerichtsmedizin einzurichten. Die Kurse sollen etwa drei Monate dauern.

Ein deutscher Verein für Buchwesen und Schrifttum soll in Leipzig ins Leben gerufen werden. Vertreter der Wissenschaft, der Kunst, des Buchhandels und Buchgewerbes haben sich bereits in einer großen Versammlung in Leipzig zusammengetan und einen Gründungsausschuß eingesetzt, an dessen Spitze Geh. Hofrat Dr. Ludwig Volkmann, der Präsident der in ihren Wirkungen durch den Ausbruch des Weltkrieges gestörten großen Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik, steht. Der deutsche Verein für Buchwesen und Schrifttum will jetzt die weitgehenden Zukunftspläne dieser Weltausstellung wieder aufnehmen. Der Verein soll ein Sammelpunkt deutschen Geisteslebens auf der Grundlage des Buches und des graphischen Ausdrucks überhaupt werden. Diesem Ziele sollen dienen: eine umfassende Zeitschrift für geistige Kultur, Vorträge und Wanderausstellungen in Deutschland und im befreundeten Auslande sowie ein groß angelegtes Museum für Buchwesen und Schrift-

tum. Die Reichsverwaltung, die Sächsische Regierung, die Stadt Leipzig und viele wissenschaftliche, künstlerische und buchgewerbliche Vereine und Anstalten haben dem Plane bereits zugestimmt und seine Förderung in Aussicht gestellt.

Die Daimler-Motoren-Gesellschaft (Stuttgart-Untertürkheim) hat im Industriegebiet bei Untertürkheim neuerdings große Grundstücksankäufe im Werte von einigen Millionen Mark vollzogen. Sie hofft dadurch näheren Anschluß an den zukünftigen Neckarkanal für ihre Betriebsanlagen und große Ausdehnungsmöglichkeiten zu erhalten.

Kriegsgefangenenpost. Welchen gewaltigen Umfang der Kriegsgefangenenpostverkehr durch die Schweiz angenommen hat, geht aus folgenden Zahlen hervor. Es wurden seit dem Monat September 1914 bis Ende Februar 1917 an Kriegsgefangenensendungen vom Postbüro Bern-Transit 234 Millionen 287205 Briefpostgegenstände, sodann von den Postbüros Genf-Transit, Basel-Bahnpost, Chiasso-Transit und Domodossola-Schweizeragentur 45 Millionen 849788 Pakete entgegengenommen und weitergesandt. Von der Schweiz wurden überdies an französische, belgische, russische und serbische Kriegsgefangene in Deutschland und an italienische Kriegsgefangene in Oesterreich 3 Millionen 972775 Brotsendungen im Gewicht von 7437894 kg abgeliefert, wobei die umfangreichen, ohne Mitwirkung der Post, vermittels der Bahn beförderten Eilfrachtsendungen nicht mitgezählt sind. An Postsendungen für die Kriegsgefangenen wurden von der Oberpostkontrolle in Bern und dem Mandattransitbüro Basel im ganzen 6 Millionen 441695 Stück im Betrag von 91 Millionen 64811 Franken 73 Rappen empfangen, umgerechnet und an die Kriegsgefangenen weitergesandt.

Für Katarrh-Behandlung, besonders für chronische Rachen- und Nasenkatarrhe und für Bronchialkatarrh und seine Folge, das schreckliche Asthma, wird von Apotheker C. Ronkarz in München L. 3., Romanstraße 74, der sich seit 15 Jahren mit der Inhalationstherapie ausschließlich beschäftigt, ein neuer Inhalationsapparat nach Emser System in den Handel gebracht, der von allen bisher gebräuchlichen insofern abweicht, als er zur Erzeugung der Preßluft, für die Zerstäubung und Vernebelung eine unverwüstliche Tisch-Metall-Luftpumpe verwendet. Es können mit dem Apparat, der von den Ärzten glänzend begutachtet wird, alle dünnflüssigen Medikamente, gleichviel ob Wasser oder Öl, verstäubt und vernebelt werden, und zwar kalt oder warm. In erster Linie kommen dabei natürliche oder künstliche Salzlösungen (Sole, Emser, Salzbrunnen usw.) mit Spezial-Medikamenten zur Anwendung. Es kann aber auch für Asthma-Anfälle Glyzirenan oder dgl. äußerst fein und sparsam vernebelt werden. Der Apparat, der in seiner Ausführung ohne Konkurrenz in der ganzen Welt ist, wird also jedem Katarrhleidenden gerade das bieten, was er speziell für sein Leiden braucht. Der Apparat wird in zahlreichen Lazaretten mit ausgezeichnetem Erfolg benutzt. Die Firma gewährleistet tadellose Lieferung.

Rotolin-Pillen haben sich bei Husten, Heiserkeit, Verschleimung usw., gleichgültig, ob sich der Sitz des Übels im Halse oder in den Lungen (Bronchial-Katarrh) befindet, als vorzüglich wirkendes Mittel bewährt. Man kann sie in jeder Apotheke zu 2 Mk. die Schachtel kaufen oder auch direkt bei der Firma Ploetz & Co., Berlin SW. 68, welche die Aufträge durch ihre Versand-Apotheke erledigen läßt, bestellen. Die genannte Firma sendet jedem, der sich erst näher über den Wert der Rotolin-Pillen unterrichten will, gern kostenlos eine Broschüre. Die Rotolin-Pillen werden nicht im Munde aufgelöst, sondern verschluckt; sie wirken dadurch, daß ihre heilkräftigen Bestandteile (nach besonderem Verfahren zubereitetem Buchenholzteer, Benzoe, Lezithin und Süßholzwurzel) durch Magen und Darm in das Blut und mit diesem in die erkrankten Organe gelangen. Rotolin-Pillen haben nicht die geringste schädliche oder auch nur unangenehme Nebenwirkung und können jedem Leidenden mit gutem Gewissen empfohlen werden.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. – Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. – Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.
Generalvertreter für Ungarn: Direktor Josef-Schuller, Budapest VI, Liszt Ferencz tér 3.